Stadtanzeiger
für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellpreis 2 RM. monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht gestellt werden. Druck und Verlag: Geschw. Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Pruns in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. VIII. 36 1630. Sa.-Nr 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom W. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 256 | Sonntag, den 20. September | 1936

Kohle, der deutsche Heizstoff

Angesichts des vom Führer proklamierten Neuen Vierjahresplanes kommt den nachstehenden Darlegungen, die Staatsrat Dr. jur h. c. Fritz Thyssen, Mülheim-Ruhr, in der RWZ. veröffentlicht, besondere Bedeutung zu.

Die bei weitem wichtigste Grundlage der deutschen Energieversorgung stellt die Kohle dar, insbesondere die Steinkohle, deren Vorräte allein ausreichend sind, die Versorgung Deutschlands mit Wärme und Kraft für viele Jahrhunderte sicherzustellen. Die deutschen Steinkohlenvorräte, die in Tiefen bis 1200 Meter liegen, betragen rund 120 Milliarden Tonnen und werden bis 2000 Meter Tiefe auf 280 Milliarden Tonnen geschätzt. Hinzu kommen die Braunkohlenvorräte mit etwa 56 Milliarden Tonnen, die, auf den Wärmewert der Steinkohle umgerechnet, rund 12 Milliarden To. Steinkohlen entsprechen. Mit diesen Kohlenschätzen besitzt Deutschland rund 6 Prozent der Weltkohlenvorräte und 35 Prozent der europäischen Vorräte: es ist also ein ausgesprochenes Land der Kohle, auf der das Schwergewicht seiner Wärme- und Energiewirtschaft ruht. Die Kohle ist zu 88 Prozent an der deutschen Energieversorgung beteiligt, während die restlichen 12 Prozent durch sonstige Energieträger, wie Erdöl, Wasserkraft, Torf und Holz, befriedigt werden. Zur Zeit werden in Deutschland jährlich 140 Millionen Tonnen Steinkohle gefördert und bei einer Kohlenausfuhr von 30 Millionen Tonnen rund 110 Millionen Tonnen verbraucht. Förderung und Verbrauch an Braunkohle betragen jährlich 140 Millionen Tonnen, die einem Wärmewert von 31 Millionen Tonnen Steinkohle gleichkommen. Mit dieser Förderung steht Deutschland an dritter Stelle in der Welt und wird nur von den Vereinigten Staaten und England übertroffen. Unter Annahme eines mittleren Heizwertes von 7800 Wärmeeinheiten für jedes Kilogramm Steinkohle werden mit dem Kohlenverbrauch jährlich 1100 Billionen Wärmeeinheiten innerhalb der deutschen Wirtschaft in Wärme und Kraft umgesetzt. Der größere Teil dient zur Krafterzeugung, während auf die Wärmeerzeugung 30—40 Prozent des Gesamtverbrauchs entfallen. Die Hauptwärmeverbraucher sind dabei die Haushaltungen, die Eisen- und Metallwerke, die chemische und keramische, die Glas-, Papier- und Nahrungsmittel-Industrie.

Die Steinkohle wird nun nicht allein in ihrer ursprünglichen Form verfeuert, sondern zum großen Teil auch in veredelter Form als Koks, Gas und Benzol den Verbrauchern zugeführt. Jährlich werden rund 40 Millionen Tonnen Steinkohle verkokt und dabei etwa 30 Millionen Tonnen Koks, 13 Milliarden cbm Gas, 300 000 Tonnen Benzol und weitere wertvolle Teer- und Ammoniakerzeugnisse gewonnen. Koks und Gas dienen in besonders großem Umfange zur Wärmeerzeugung und werden vor allem bei den Hauptwärmeverbrauchern abgesetzt. Der Gasabsatz hat im letzten Jahrzehnt einen erheblichen Aufschwung genommen durch die Entwicklung der Ferngasversorgung, die zur Zeit rund 3 Milliarden cbm Gas jährlich den von den Kohlenrevieren entfernt liegenden Städten, Gemeinden und industriellen Werken zuführt.

Es entspricht dem Fortschritt der Technik, unserer wissenschaftlichen Entwicklung und den Bedürfnissen unserer nationalen Wirtschaft, den wertvollen Rohstoff Kohle, anstatt ihn unmittelbar zu verfeuern, in seine verschiedenen Bestandteile zu zerlegen und diese in veredelter Form der Verbraucherschaft zur Verfügung zu stellen. Die bisherige Verkokung der Kohle unter Gewinnung wertvoller Nebenerzeugnisse bleibt nach wie vor eines der wichtigsten Veredlungsverfahren; daneben tritt als wesentlich breitere Veredelungsgrundlage die restlose Verflüssigung und Vergasung der Kohle, die technisch und wirtschaftlich gelöst ist und die Stellung der Kohle innerhalb der deutschen Energieversorgung weiter zu stärken verspricht. Das so gewonnene Benzin soll die deutsche Wirtschaft von der ausländischen Erdöleinfuhr, die zur Zeit über 3 Millionen Tonnen beträgt und sich mit zunehmender Motorisierung noch steigern wird, entlasten. Dem bei der Benzinherstellung anfallenden Gas müssen durch weiteren Ausbau der Fernversorgung neue Absatzgebiete erschlossen werden.

Das Gas ist ein Edelbrennstoff und stellt nach seiner Wesensart diejenige Energieform dar, die insbesondere zur Deckung jedes Wärmebedarfs als die technisch und wirtschaftlich beste gelten kann. Der Vergasungsvorgang, der bei Verbrennung fester Brennstoffe in den Feuerstellen vor sich geht, ist dann bereits vorweggenommen, so daß der Gasofen eine einfache Wärmemaschine darstellt, die hinsichtlich Gasverbrauch, Temperatur und Wärmeausnutzung leicht und sicher zu regeln ist. Die stete Betriebsbereitschaft, die einfache Bedienung, die saubere, rauch- und rußfreie Verbrennung sind weitere wesentliche Vorteile jeder Gasfeuerung, die nicht nur im Haushalt, sondern vor allem auch in gewerblichen und industriellen Betrieben zur Geltung kommen. Die Vorteile der Gasfeuerung ermöglichen nicht nur eine Senkung der Herstellungskosten, sondern auch eine Steigerung der Leistungsfähigkeit nach Menge und Qualität der Erzeugnisse und schaffen dem Gasverbraucher in seiner Wettbewerbsfähigkeit einen beträchtlichen Vorsprung. Damit bildet das Gas eine wichtige Voraussetzung für das Aufblühen von Gewerbe und Industrie, besonders in Gegenden, die von den Kohlenvorkommen weiter entfernt liegen.

Bei den Verfahren zur Kohlenveredelung werden wertvolle Nebenerzeugnisse, wie Teer, Benzol, Ammoniak, Schwefel und Naphthalin gewonnen, die in der Kohle enthalten sind, die aber bei Verbrennung der Kohle, z. B. zur Erzeugung von Elektrizität, verloren gehen. Für diese Aufgabe sind vornehmlich minderwertige Brennstoffe und Abfallprodukte der Kohle zu verwenden. Den Nebenerzeugnissen kommt für unsere nationale Rohstoffwirtschaft eine besondere Bedeutung zu. Die Teer- und Ammoniakgewinnung der Zechen ist zu einer der wichtigsten Rohstoffgrundlagen der hochentwickelten deutschen chemischen Industrie geworden. Das Benzol ist aus dem deutschen Kraftverkehr nicht mehr wegzudenken und ersetzt einen großen Teil ausländischer Kraftstoffe. Einen weiteren Ersatz für ausländische Kraftstoffe bietet das Gas selbst, das als Treibstoff sehr geeignet ist und in hochverdichtetem Zustand durch Gastankstellen dem Kraftverkehr zugänglich gemacht wird. Die Schwefelgewinnung aus dem Zechengas ist so weit fortgeschritten, daß bereits ein Drittel des deutschen Schwefelbedarfs hierdurch gedeckt wird. Ohne Zweifel wird mit der erweiterten Veredelung der Kohle die Gewinnung dieser wertvollen Nebenerzeugnisse gesteigert, die deutsche Rohstoffwirtschaft gestärkt und damit eine wichtige nationale Aufgabe erfüllt.

Seltsame Sympathie im „Ständestaat"

Die Wiener Zeitschrift propagiert katholisch-kommunistische Einheitsfront

Welche Verwirrung!

In Wien erscheint die Zeitschrift „Der christliche Ständestaat", mit deren aus dem Katholischen begründeter Haltung wir uns in jüngster Zeit mehrfach auseinandersetzten, wobei beide Male erfreulicherweise die christlich-soziale „Reichspost" in dieselbe scharf ablehnende Kerbe schlug. Im ersten Falle handelte es sich um ein wüstes Gezeter gegen den vielbesprochenen, in der „Reichspost" abgedruckten und von einem großen Teil der deutschen Presse zitierten Leitartikel „Der 11. Juli von katholischer Warte", als dessen Autor sich dann Bischof Hudal zu erkennen gab (Rektor der Anima in Rom, Bildungsinstitut deutscher u. österreichischer Geistlicher). Im zweiten Falle gab ein konfuser Artikel aus der Feder des Vizebürgermeisters der Stadt Wien, Dr. E. K. Winter, Anlaß, in schärfster Form die darin vertretene Forderung nach einer gemeinsamen Front aller europäischen Mächte — einschließlich Rußlands — gegen das nationalsozialistische Deutsche Reich zurückzuweisen.

Die Abfuhr, die „Der christliche Ständestaat" indirekt auch durch den Hirtenbrief des Kardinals Innitzer bezog, die ablehnende Haltung des maßgebenden österreichischen Blattes, die Antworten aus dem Reich und nicht zuletzt die harten Realitäten in Spanien und Rußland: all das hindert die genannte Zeitschrift keineswegs, in ihrem Heft vom 6. d. Mts. Ausführungen zu machen, vor denen man sich an den Kopf fassen muß. Von dieser katholischen Warte aus wird der konsequente Versuch unternommen, nicht mehr und nicht weniger als die Bündnisfähigkeit Rußlands für eine „abendländische" antinationalsozialistische Front zu erweisen:

Gleich die erste Glosse des Heftes möchte das „Ende des Bolschewismus" verkünden. „Die jüngsten Ereignisse in Rußland zeigen mit zunehmender Klarheit, daß es Stalin mit der Liquidierung des eigentlichen Bolschewismus, so wie ihn Lenin und Trotzki verstanden, ernst ist." Die „Ausrottung der alten Parteibolschewiken" soll der Beginn einer „rückläufigen Bewegung" sein, „vom Bolschewismus zur Führerdiktatur eines Mannes". Daraus wird dann folgender Schluß gezogen: „Noch ist dieser Prozeß nicht abgeschlossen, aber schon morgen könnten wir einem Rußland gegenüberstehen, das nicht nur äußerlich wieder dem Völkerbund angehört und eine bündnisfähig gewordene europäische Großmacht darstellt, sondern sich auch in Wirklichkeit wieder in die Reihen der europäischen Kulturnationen (!) einzuordnen beginnt."

Zu noch viel konkreteren Folgerungen gelangt ein Herr Dr. Klein aus Rom in seinem Artikel „Rußland und Oesterreich". Dieser Aufsatz ist ein einzigartiges Dokument. Es können jedoch hier nur die entscheidendsten Sätze wiedergegeben werden. Dr. Klein beginnt ebenfalls mit der neuerdings modern gewordenen Hypothese von der angeblichen „Rückkehr Rußlands nach Europa", die alle Staaten gezwungen habe, „ihr Verhältnis zu Moskau aufs neue klarzustellen", eine Aufgabe, die Oesterreich noch nicht bewältigt habe:

Mit rabulistischer Beweiskraft wird dann festgestellt, man habe in Rußland die Weltrevolution „vertagt", „gewichtige Gründe" werden angeführt, „daß jene Vertagung ein wirklicher Verzicht sein wird." Prophetisch konstruiert man eine „bürgerliche" Zukunft Rußlands und wagt die kühne und phantastische Vermutung: „Wenn aber Rußland den bürgerlichen Staaten ähnlicher wird — welche revolutionäre Botschaft wird es dann der Umwelt verkünden? Vielleicht wird das eines Tages sogar eine echte Heilsbotschaft sein, eine Offenbarung der großen russischen Seele". Aber schon die gegenwärtige Arbeit der Komintern und ihres Führers Dimitroff („durch seinen persönlichen Mut rühmlichst bekannt") wird mit rosaroter Brille gesehen und unverständlich milde beurteilt. Da lesen wir so lapidare Sätze wie: „Für die Weimarer Republik gab es keine kommunistische Gefahr im ernsten Sinne, so wie es heute für Europa keine gibt." Oder: „Mit voller Kraft, wenn auch unterirdisch, arbeitet diese (Komintern) heute wahrscheinlich nur in Deutschland und Japan, genau entsprechend den außenpolitischen Frontstellungen." Von Spanien erfahren wir folgende überzeugende Nachricht: „In der Kirchenschändung stehen die zum Teil farbigen Truppen Francos denen der Regierung nicht weit nach." Mit Oesterreich ist es ganz besonders rosig bestellt; denn „in Oesterreich sei der Kommunismus so gut wie nicht vorhanden", die Komintern haben darauf „verzichtet", sich in unserem Lande zu betätigen", weil Litwinow „weiß, daß Schwierigkeiten des österreichischen Regimes nur den Nationalsozialisten zugute kämen". Ohne Scheu und scheinbar ohne Gefühl für die damit gegebene Selbstentlarvung wird der angebliche Tatbestand eines Desinteressements der Komintern an Oesterreich als realpolitisch verwertbarer Vorteil hingestellt, dessen man sich nicht „mutwillig begeben" dürfe. Schamlos kommt hier jene verwerfliche Maxime zum Ausdruck, aus einer gegnerischen Einstellung zum Dritten Reich politisches Kapital zu schlagen, mit antideutscher Stellungnahme sich Fleißzettel in Paris und Moskau einzulegen. Auch folgender Satz charakterisiert diese Mentalität: „Wer die Energien Oesterreichs auf die antirussische Einheitsfront ablenkt, obwohl die „russische Front uns nicht bedroht, der besorgt die Geschäfte des Neuheidentums, mag er sich noch so katholisch gebärden."

Ganz ähnliche Gedankengänge finden wir in einem anderen Aufsatz: „Es ist und bleibt eine Geschichtslüge, daß der Nationalsozialismus Deutschland vor dem Bolschewismus gerettet hätte." Auch spricht man hier von der „falschen Darstellung, daß in Spanien eine von Rußland genährte Revolution das Land verheere." „Die Gefahr für den Weltfrieden liegt heute nicht oder nicht mehr im sowjetrussischen Kommunismus, sondern im deutschen Nationalsozialismus." Nun ist freilich trotz der inhaltlichen Gleichheit hier ein kleiner Unterschied festzustellen. Diese letzten Zitate sind nicht dem „Christlichen Ständestaat" entnommen, sondern dem „Neuen Tagebuch" des Freimaurers Leopold Schwarzschild. Sie stehen in einem anonymen Aufsatz, der in einer redaktionellen Vorbemerkung mit dem schmückenden Beiwort „von besonderer katholischer Seite" versehen ist.

Ob solcher Geistesverwirrung und Blindheit vor den tatsächlichen Dingen steht man einfach fassungslos. Wenn diese Leute eine katholisch-kommunistische Einheitsfront wünschen und den Bolschewismus als Kulturfaktor in Rechnung stellen, wenn sie das Moskauer Terror- und Blutsystem für edler als den deutschen Nationalsozialismus halten, so kann man nur wünschen, daß der Herr sich ihrer erbarme, denn sie wissen nicht, was sie tun. Woher im übrigen legen sie den Katholizismus aus, wenn sie genau das Gegenteil dessen befürworten und betreiben, was der Papst in seiner jüngsten Ansprache als scharfe Warnung vor jeglichem Paktieren mit dem gegen jede menschliche und göttliche Ordnung anrennenden Bolschewismus statuierte?

Kulturbolschewismus!

Kirche, Bibliothek, Kino und Klub in rote Speicher verwandelt

In dem bolschewistischen Organ des Asow-Schwarzmeer-Gaus „Molot" vom 27. August 1936 (Nr. 4573) lesen wir folgende Zuschrift des Sowjetbürgers M. Michajlow aus dem Bezirkszentrum Tschernyschewskaja:

„In Tschernyschewskaja gibt es nicht viel Kultureinrichtungen — einen Klub der Maschinen- und Traktorenstation und die Bezirksbibliothek. Aber auch diese werden hier nicht hoch geschätzt. Laut Beschluß des Bezirkskomitees der Partei und des Bezirksvollzugskomitees vom 12. August d. Js. wurden die Räume des Klubs und der Bibliothek in Speicher umgewandelt. Den ganzen Sommer über war man mit dem Umbau der Kirche in ein Kino beschäftigt. Von der Verwaltung der „Asow-Schwarzmeer-Kinos" sollten auch schon Mechaniker zur Aufstellung der Kinoapparatur geschickt werden, als das Bezirkskomitee der Partei und das Bezirksvollzugskomitee am 15. August den Beschluß faßten, die Räume des Kinos auch als Speicher zu verwenden. Alle Hoffnungen auf ein Kino sind hinfällig geworden."

Versöhnung in Braunau

Anbringung einer Gedenktafel am Geburtshaus des Führers geplant

Aus der Geburtsstadt des Führers wird berichtet:

Wenn man heute die kleine Grenzstadt Braunau am Inn betritt, so fällt einem sofort das regere Leben in den Straßen und auf den Plätzen auf. Die großen Erleichterungen im deutsch-österreichischen Grenzverkehr beginnen sich bereits voll auszuwirken.

Wie ehedem kommen die bayerischen Grenzbewohner wieder über die Innbrücke. So sieht man auch zahlreiche Autos und Motorräder mit dem deutschen Hoheitszeichen. Besonders die Tage nach Abschluß der Olympischen Spiele brachten einen großen Fremdenzuzug aus aller Herren Länder. Franzosen, Engländer, Italiener kehrten in Braunau ein, und fast durchweg mit der Absicht, das Geburtshaus Adolf Hitlers zu besichtigen. Dieses Haus, das sich heute noch durch nichts besonderes kenntlich macht, ist im Besitze des Gastwirts Pommer, der sich nun eines regen Zuspruchs aller aus- und inländischen Fremden erfreuen kann. Es sind auch bereits eine Unmenge Ansichtskarten dieses Gebäudes im Verschleiß. Die einzelnen Gasthöfe der Stadt, die für Beherbergung der Fremden eingerichtet sind, tragen reichen Flaggenschmuck, was besonders dem geräumigen Stadtplatz ein festliches Gepräge verleiht. Durch ein eigenes Bundesgesetz ist es solchen Gebäuden gestattet, die Hakenkreuzflagge zu hissen, wenn daneben die österreichische und noch drei Flaggen anderer Staaten ausgehängt werden. So kommt es, daß an den betreffenden Häusern mindestens fünf Fahnen in allen möglichen Staatsfarben wehen. Das Gastgewerbe war es ja auch, das durch die Unterbindung jeden Grenzverkehrs am meisten Schaden gelitten hatte, da es seinem Umfange nach immer auf den bayerischen Zustrom zugeschnitten war. Besonders am Sonnabend abend und an Sonntagen macht sich dies fühlbar.

Da zu erwarten ist, daß der Fremdenzustrom immer mehr anwachsen wird, trachtet man, in jeder Weise gerüstet zu sein. So hält bereits der bekannte Braunauer Heimatforscher und Arzt Dr. Eduard Kreichbaum wöchentlich Schulungskurse in Fremdenführung ab, an der sich besonders die männliche Jugend lebhaft beteiligt. Auch sind bereits Verhandlungen im Zuge, das Geburtshaus Adolf Hitlers durch eine Gedenktafel allen Fremden kenntlich zu machen. Das Denkmal Johann Philipp Palms, des Nürnberger Buchdruckers, der im Jahre 1806 in Braunau von den Franzosen füsiliert worden ist, wurde einer Renovierung unterzogen. Am 25. Aug. waren es 120 Jahre seit dem Tode dieses tapferen Deutschen. Grab und Denkmal standen unter reichem Blumenschmuck. Neben den Kranzspenden der völkischen Vereine und der Stadtgemeinde Braunau war auch ein Kranz der Stadt Nürnberg zu sehen.

Am Freitag, dem 28. August, begann die Ausgabe des Sichtvermerks in den Reisepässen. Schon um 8 Uhr früh standen die Braunauer vor der Bezirkshauptmannschaft Schlange. Der Trubel in den Aemtern der Paßbehörden dauerte den ganzen Vormittag an. Am gleichen Abend feierte die Feuerwehr Braunau ihr 70jähriges Gründungsfest. Dies gab Anlaß zu einer inoffiziellen Verbrüderungsfeier, die bis in die frühen Morgenstunden währte. Die Simbacher Feuerwehr erschien korporativ zu diesem Feste, geführt vom Simbacher Bürgermeister, der an der Innbrücke von der Braunauer Stadtgemeindevertretung empfangen wurde. Den dabei gehaltenen Reden wohnte vor allem eine aufrichtige Freude auf beiden Seiten inne, daß nun endlich die altbewährte Freundschaft der beiden Innorte wieder zur Geltung und sichtbaren Auswirkung kommen könne. Leider wurde diese Verbrüderungsfeier durch zwei randalierende tschechische Kommunisten gestört. Sie wurden aber schnell in Polizeigewahrsam genommen.

So beginnen nun allmählich die Grenzpfähle zu fallen, die allzulange ein Volk in der Ausübung und Bewährung seiner naturgegebenen Verbindungen und Gemeinsamkeiten behindert hatten.

Die drei Kanzleien des Führers

Das Reichs- und Preuß. Ministerium des Innern hat soeben das Handbuch für das Deutsche Reich 1936 herausgegeben. In dem amtlichen Handbuch wird erschöpfende Auskunft über die Gliederung der Reichsregierung, der Partei und der sonstigen Behörden und Verbände gegeben. An erster Stelle

stehen die Behörden, die die Aufgabe haben, den Führer und Reichskanzler bei seiner Arbeit zu unterstützen.

Auf Anordnung des Führers und Reichskanzlers hat das frühere „Büro des Reichspräsidenten" unter Beibehaltung seiner bisherigen Aufgaben die Bezeichnung „Präsidialkanzlei" erhalten. Die Präsidialkanzlei bearbeitet die aus den Befugnissen des Führers und Reichskanzlers als Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches erwachsenen Angelegenheiten. Sie befindet sich in Berlin W 8, Voßstraße 1. Staatssekretär und Chef der Präsidialkanzlei ist Dr. Meißner und Ministerialdirektor Dr. Doebel. Bei der Präsidialkanzlei befindet sich auch die Adiutantur der Wehrmacht beim Führer und Reichskanzler. Zur Dienstleistung als Adiutant der Wehrmacht beim Führer und Reichskanzler ist vom Heer, von der Kriegsmarine und von der Luftwaffe je ein Offizer abgeordnet.

Die Reichskanzlei vermittelt für den Führer und Reichskanzler den Verkehr mit den Reichsministerien und sonstigen Dienststellen. Der Staatssekretär und Chef der Reichskanzlei unterrichtet den Führer und Reichskanzler über die laufenden Fragen der Gesamtpolitik und bereitet die zu treffenden Entscheidungen vor. Die Reichskanzlei führt gleichzeitig die laufenden Geschäfte der Reichsregierung und besorgt die Vorbereitung und Protokollführung der Ministerbesprechungen und Kabinettssitzungen. Staatssekretär und Chef der Reichskanzlei ist Dr. Lammers. Sein ständiger Vertreter ist Ministerialdirektor Wienstein. Die Reichskanzlei wird in zwei Abteilungen geteilt. Leiter der Abteilung B ist Ministerialdirektor Wienstein, während die Abteilung A von dem persönlichen Referenten des Führers und Reichskanzlers, dem Ministerialdirigenten Dr. Meerwald, geleitet wird.

Dem Führer und Reichskanzler sind unmittelbar unterstellt der Außerordentliche Botschafter und Bevollmächtigte Minister in besonderer Mission in Wien, von Papen, der Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen, der eBauftragte des Führers und Reichskanzlers für Wirtschaftsfragen, Keppler, und die Reichsstelle für Raumordnung.

Der Führer und Reichskanzler hat alsdann als Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei eine weitere Dienststelle, die die Bezeichnung „Kanzlei des Führers" trägt, und die sich in Berlin W 8, Wilhelmstraße 55, befindet. Chef der Kanzlei ist der Reichsleiter Philipp Bouhler, Stabsleiter Amtsleiter Victor Brack.

Der Papst über Spanien

Die zerstörenden Kräfte des Kommunismus

Etwa 500 spanische Flüchtlinge wurden mit Sonderwagen der Castellibahn nach Castell Gandolfo gebracht, um die seit langem angekündigte Rede des Papstes anzuhören. Der Empfang war im Schweizersaal der päpstlichen Sommerresidenz und wurde durch den Kardinalstaatssekretär Paccelli eröffnet, der nur in ganz seltenen Fällen bei derartigen Audienzen zugegen ist. Der Papst machte einen angegriffenen und müden Eindruck, und man sah, daß es ihm sichtlich schwer fiel, seine Ergriffenheit zu meistern.

Der Papst, dessen Rede auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, warnte vor gewissen Manövern und sagte, man muß vor allem die Aufmerksamkeit auf die fallstrickartigen Versuche lenken, mit denen die Führer der zerstörenden Mächte Gelegenheiten der Annäherung mit den Katholiken zu schaffen suchen, um ihre Mitarbeit zu erhalten, indem sie Unterschiede machen zwischen Ideologie und Praxis, zwischen Idee und Handlung, zwischen wirtschaftlicher und moralischer Ordnung. Diese Schlinge ist sehr gefährlich und dient nur dazu, um Europa und die Welt zu täuschen und zu entwaffnen zum ausschließlichen Nutzen unwandelbarer Programme des Hasses, der Vernichtung und der Zerstörung . . .

Man muß schon sagen, daß eine satanische Vorbereitung in Spanien diese Flamme des Hasses und der wildesten Verfolgung angefacht hat, die selbst nach dem Zeugnis ihrer Feinde der Kirche und der katholischen Religion gilt, weil diese das Hindernis ist für die Entfesselung der Kräfte, die sich bereits in den Umsturzversuchen von Rußland nach China, von Mexiko nach Südamerika kundgegeben haben, wobei diese Versuche immer begleitet waren mit einer allgemeinen gewaltigen Propaganda zur Eroberung der ganzen Welt.

Hier sieht man die Früchte dieser ungereimten und gefährlichen Ideologien, die von den Massen Besitz ergreifen und sie in Erregung bringen und die nur zum Ziel haben, diese zu bewaffnen und gegen jede menschliche und göttliche Einrichtung anrennen zu lassen. Sie werden zu ihrem Ziele kommen und noch viel schlimmere Verhältnisse schaffen, wenn durch falsche Ueberlegungen und falsche Interessen, wenn durch verhängnisvolle Zwistigkeiten und durch einen Egoismus, der Sondervorteile sucht, diejenigen, denen diese Pflicht obliegt, es versäumen zu den Verteidigungsmitteln zu greifen, die man schon längst hätte ergreifen müssen.

Die Tatsachen, die eure Gegenwart, vielgeliebte Söhne, bezeugen, sind eine Schule, aus der für Europa und für die ganze Welt wichtige Lehren hervorgehen. Der Welt, die bereits völlig von dieser zerstörenden Propaganda überschwemmt wird, und besonders Europa, das zur gegenwärtigen Stunde so tief bewegt und erschüttert wird, sagen die traurigen Ereignisse von Spanien nochmals mit aller Deutlichkeit, von welch furchtbaren Zerstörungen die Grundlagen jeder Ordnung, jeder Kultur und jeder Zivilisation bedroht sind. Es ist wahr, daß diese Bedrohung um so schlimmer ist und um so ernster genommen werden muß wegen der verbreiteten Unkenntnis der Wahrheit und wegen ihres wahrhaft satanischen Hasses gegen Gott und gegen die durch seinen göttlichen Sohn erlauste Menschheit, gegen die Religion und gegen die katholische Kirche.

Mit warmen Worten des Trostes für die Opfer des spanischen Terrors und der Aufforderung, für die Erlösung Spaniens, für die katholische Kirche und den Frieden zu beten, schloß die ergreifende Feier.

Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Gesundheitszustand des Paates, wenn er sich auch Mühe gab, seine gewohnte frische Haltung zu bewahren, gelitten hat. Es ist auch richtig, daß seine nächste Umgebung seit einiger Zeit deshalb besorgt ist, um so mehr, als sich Pius XI. keinerlei Schonung auferlegt und nach wie vor ein ungeheures Tagesprogramm bewältig, was bei einem fast 80jährigen Manne ohnehin viel bedeuten will.

Immerhin wird laut „Köln. Ztg." von ärztlicher Seite betont, daß eine unmittelbare Gefahr für das Leben des Papstes nicht bestehe. Man hofft, daß er sich in den nächsten Wochen etwas mehr Erholung gönnen und die ärztlichen Ratschläge, die immer dringender werden, befolgen wird.

Neue orthodoxe Kathedrale in Berlin

Staatliche Mittel zur Unterstützung eingesetzt

In drei Monaten wird die Reichshauptstadt um ein Bauwerk bereichert sein: ein neues Gotteshaus der griechisch-orthodoxen Kirche, die in Berlin 5000 Seelen und im ganzen Reich 30 000 zählt. Bereits 1926 hatte die orthodoxe Gemeinde am Fehrbelliner Platz mit dem Bau eines Gotteshauses begonnen, das 1928 fertiggestellt war. Infolge rückständiger Hypothekenzinsen kam aber dieses Grundstück zur Zwangsversteigerung. Die orthodoxe Kirche wäre damit ohne Gotteshaus gewesen, wenn nicht die Regierung helfend eingegriffen hätte.

Zunächst erwarb 1935 die Deutsche Versicherungsgesellschaft, eine Tochtergesellschaft der Deutschen Arbeitsfront, von der genannten Baufirma das Grundstück am Fehrbelliner Platz. Im März 1936 erhielt die orthodoxe Kirche staatliche Anerkennung in Deutschland, indem sie zur Körperschaft des öffentlichen Rechts erklärt wurde. Gleichzeitig unterstützte der Staat durch tatkräftige Hilfe den Bau eines neuen Gotteshauses für die orthodoxe Kirche. Durch das preußische Finanzministerium wurden ausreichende Mittel zum Neubau zur Verfügung gestellt, die durch Spenden der orthodoxen Gläubigen ergänzt wuden. Die Entwürfe der neuen Kathedrale stammen von Ministerialrat Schellberg.

Weiter finden am nächsten Sonntag (27. 9.) nachmittags 16 Uhr für Jugendliche und abends 20 Uhr für Erwachsene als Gemeinschaftsveranstaltungen des V. D. A. und der NSKG. Aufführungen des Zeitdramas „Wolgadeutsche rufen" statt. Dieses vieraktige, von Bernt Glöckner geschaffene Stück, erzielte, wo es bisher unter der Spielleitung von H. Selzer über die Bretter ging, eine überaus freundliche und beifällige Aufnahme. Die starke und ergreifende Handlung entwirft ein erschütterndes und doch wirklichkeitsgetreues Bild von den Verhältnissen, wie sie das Rußland der Sowjets den deutschen Siedlern an der Wolga, die nunmehr seit Jahrhunderten mit zähem, deutschen Bauernfleiß die reiche russische Erde bebauen, schafft. Jahrhunderte sind sie fern der Heimat, die dem aktiven Blutstrom des Schwabenstammes nicht mehr genug Platz bot, mit der dem Deutschen eigenen Schaffenskraft haben sie, den Deutschherrnrittern gleichend, eine neue Heimat gegründet und deutsche Kultur und Art hinausgetragen in ein Volk von Analphabeten. Kaiserin Katharina hatte die weittragenden Werte erkannt, die sie ihrem Volke schaffte, wenn sie deutsche Bauern an die Wolga verpflanzte. Und trotz der volksfremden Umgebung haben diese Bauern ihr Deutschtum erhalten. Ein deutlicher Beweis der Aktivität und des Verwurzeltseins mit deutscher Art und Sitte.

Gerade in der heutigen Zeit ist es wünschenswert, daß möglichst jeder Volksgenosse sich mit dem Los der auslandsdeutschen Brüder und Schwestern näher befaßt, um an der Arbeit für das Auslandsdeutschtum, die vom Führer gewollt ist, teilnehmen zu können. Die beiden Aufführungen dieses auslandsdeutschen Theaterstückes seien daher dem Besuch empfohlen.

Morgen beginnt hier die

Geschichte

von

Hase

dem Manne, der von nichts weiß.

Das wird eine lustige Sache!

Lesen Sie mit!

Castrop-Rauxel bekommt Radwege

Eine Lang- und eine Kundstrecke geplant — Der Verlauf der Planungen — Ruhrsiedlungsverband stellt Mittel zur Verfügung

Bei der Pressebesprechung, die am Freitag nachmittag auf dem Rathause stattfand, wurde die Presse auch über die Vorarbeiten unterrichtet, die seitens des Stadtbauamtes bezüglich der Anlage von Radwegen im Stadtgebiet Castrop-Rauxel bisher geleistet wurden.

Oberbürgermeister Dr. Anton legte dar, daß man sich bereits seit langer Zeit eingehend mit der Angelegenheit befaßt habe und daß die Stadt von Anfang an Mitglied der „Arbeitsgemeinschaft zum Bau von Radfahrwegen" sei.

Stadtbaurat Schmitz erläuterte an Hand eines Aktenbündels und von verschiedenen Karten und Bauzeichnungen die Planung von Radfahrwegen im hiesigen Stadtgebiet.

Er führte zunächst aus, daß durch den Ruhrsiedlungsverband der Eintrag der einzelnen kommunalen Radfahrwege in einen Gesamtplan der Radfahrwege des RVV. in Angriff genommen sei, um so ein möglichst einheitliches Netz von Radwegen entstehen zu lassen, das auch dem Durchgangsverkehr dienlich gemacht werden könne und so etwa von der Haard im Norden zu den Ruhrbergen im Süden verläuft.

In Castrop-Rauxel sehen die vom Bauamt aufgestellten Planungen vor allem zwei Züge von Radfahrwegen vor. Der eine trägt mehr dem Geschäftsverkehr und dem Verkehr zur Arbeitsstätte und zurück Rechnung. Er soll an der Wittener Straße beginnen und über die Schlageterstraße und die Bahnhofstraße zur Kaiserstraße führen. An der Kaiserstraße soll ein Radfahrweg abzweigen und als Rundweg über den Schwarzen Weg, Heerstraße, In der Wanne, Deininghauser Weg, Westheide, Dorlohstraße, durch Schwerin, Spreden, Merklinde, über die Wittener Straße, Leiden-, Christinen-, Schiller-, Gaswerkstraße durch das Castroper Holz, über die Strittheider- und Bahnhofstraße zur Kaiserstraße gehen. Diese Rundstrecke ist landschaftlich schöner als die erstgenannte Langstrecke, aber sie ist auch unverhältnismäßig kostspieliger.

Die Stadt hat sich auch eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen, bei der Verbandsstraße NS VIII einen doppelseitigen Radweg mitzubauen. Sie fand hierbei aber keine Gegenliebe beim Ruhrsiedlungsverband, der die Mittel für eine 12 Meter breite Straße übersteigende Planung nicht bewilligen wollte. Schließlich verstand sich der Siedlungsverband jedoch dazu, daß man an der Ostseite einen Radweg durch Beschränkung des Fußgängerverkehrs auf die Westseite gewinnen könne.

Da dieser Plan aber den Belangen der Geschäftswelt wenig Rechnung trug, ist man davon wieder abgegangen und zu der oben genannten Planung eines Radweges an der Kaiser- und Bahnhofstraße bis zur Ringstraße gekommen. Die Planung sieht vor, daß auf beiden Seiten von den Bürgersteigen, die 4 Meter breit sind, 1,20 Meter für den Radfahrweg fortgenommen werden sollen. Gleichzeitig werden die Leitungsmasten und Straßenlaternenpfähle von der Straßenkante weggerückt und an die Baufluchtlinie verlegt. Die Baukosten für die Umgestaltung und den ordnungsgemäßen Ausbau der Radwege und Bürgersteige sind auf rund 40 000 RM. errechnet worden. Mittel für diesen Zweck stehen der Stadt nicht zur Verfügung. Der Ruhrsiedlungsverband ist neuerdings, nachdem im Laufe des Sommers verschiedentlich Ortsbesichtigungen stattfanden, bezüglich dieser Vorlage dem Plane unseres Stadtbauamtes beigetreten. Er hat mit Schreiben vom 13. August das Geld für die eine Hälfte der Strecke aus Verbandsmitteln zur Verfügung gestellt, so daß einem Baubeginn im Rahmen der genannten Beschränkung nichts mehr im Wege steht.

Die zahlreichen Radfahrer unserer Stadt werden sich über diese Eröffnungen und Aussichten bestimmt herzlich freuen. Auf Grund einer Zuschrift aus ihren Reihen hatten wir noch in der Vorwoche zwei Abhandlungen über die Notwendigkeit von Radwegen gebracht. Daß in der einen von ihnen ein mehr rauher als herzlicher Ton angeschlagen wurde, mag sich die in Frage kommende Stelle selbst zuschreiben, weil sie es unterließ, die Oeffentlichkeit von den schon so lange Zeit in der Schwebe befindlichen Vorarbeiten zu unterrichten. Dabei lag für die Geheimhaltung u. E. kein Grund vor, da Grundstückserwerb usw. nicht in Frage kommt. Außerdem wurde das Thema „Radwege" in der Presse bereits wiederholt angeschnitten, so daß eine amtliche Stellungnahme dazu nahe gelegen hätte.

Möge man an diesem typischen Beispiel sehen, wohin die Flucht vor der „Publizität" führen muß. Die übergeordneten Stellen haben schon ihre guten Gründe, wenn sie den Kommunen lebendigste Fühlungnahme mit der Oeffentlichkeit empfehlen und als notwendiges und nützliches Bindeglied dabei auf die Presse verweisen.

In diesem Sinne sind auch die Pressekonferenzen, wie sie nun von Oberbürgermeister Dr. Anton regelmäßig bei sich bietenden Anlässen abgehalten werden sollen, sehr zu begrüßen. Sie werden gewiß dazu beitragen, daß „schiefe Ansichten" über die Stadtverwaltung ausgeräumt und engere Beziehungen zwischen Verwaltung und Bürgerschaft hergestellt werden. Wir sind jedenfalls gerne bereit, in diesem Sinne Gemeinschaftsarbeit zu leisten.

Langstreckenrekordreiter in Castrop-Rauxel

Von Dortmund kommend traf am gestrigen Samstag der deutsch-russische Langstrecken-Rekord-Reiter August Barke in Castrop-Rauxel ein. Er wird mit seinem braven Pferd „Lotte II" bis Montag hier bleiben, um dann nach Münster weiter zu reiten.

Barke ist Inhaber des Langstreckenrekords im Reiten über 10 000 Kilometer. Er hofft, den Rekord bis zum Frühjahr auf 20 000 Kilometer zu erhöhen. Er hat am 2. Januar 1935 seinen Rekordritt, der ihn durch Deutschland, Oesterreich, Ungarn, den Balkan, Kleinasien und zurück führt, angetreten. Am 11. Oktober will er sich nach England begeben.

Veranstaltungen in der Patenweinwoche

5. Liste

„Fröhlicher Abend" des Stadtverbands der heimattreuen Vereine, 20. 9., 18 Uhr, bei Richter, öffentliche Veranstaltung.

„Winzerfest" der Volksbühnengemeinschaft Castrop-Rauxel-Nord, 27. 9., 18 Uhr, bei Müller Vinckeplatz.

Das erste „Opfer" der Patenweinwoche

Ein Einwohner aus Merklinde wurde schon am Vortage der Eröffnung der Patenweinwoche „des süßen Weines so voll", daß „man" ihm seine Armbanduhr „abknöpfen" konnte. Leise weinend wurde er von seiner besseren Hälfte den heimischen Penaten zugeleitet.

GAS-WASSER-SANITÄRE ANLAGEN
Hermann Radermacher
Castrop-Rauxel 1 · Wittener Straße 45 · Fernruf 2949

Die Fundpolizei meldet:

1 Huhn zugelaufen!

Falls Eigentumsansprüche nicht geltend gemacht werden, findet Versteigerung am Dienstag, dem 22. September 1936, vormittags 11 Uhr, im Stadtpolizeibüro, Kirchplatz 3, statt.

1 Handtasche und 1 Paket Pfannenmesser gefunden!

Eigentumsansprüche sind umgehend bei der Ortspolizeibehörde, Kirchplatz 3, geltend zu machen.

Küchenzettel
für die Woche vom 21.—27. September 36

(Mitgeteilt von der NS.-Frauenschaft, Gau Westfalen-Süd, Abt. Volkswirtschaft — Hauswirtschaft.)

Montag: Reste vom Rollbraten; Warmer Kartoffelsalat mit Weißkohl — 1 kg Kartoffeln, Pellkartoffeln schneiden, ½ kg. Weißkohl, roh gehobelt, helle Mehlschwitze aus: 50 g Speck, 1 Zwiebel, 40 g Mehl, ½ Liter Wasser, abschmecken mit Salz, Pfeffer, viel Essig über die Kartoffel- und Weißkohlmischung geben

Dienstag: Apfelsuppe, Gebratene grüne Heringe mit grünen Bohnen, Kartoffeln.

Mittwoch: Gefüllter Wirsing mit Kartoffeln und heller Tunke, frisches Obst.

Donnerstag: Gemüsesuppe, Pflaumenpfannkuchen.

Freitag: Fischkartoffelsuppe, Apfelbrei.

Samstag: Haferflockenbrei mit Preißelbeeren.

Sonntag: Weinsuppe; Schmorbraten mit gedünsteten Aepfeln; Birnen im Grießrand mit Schokoladentunke.

Zeitschriftenschau

Münchner Illustrierte Presse

Eine Erinnerung an den aPrteitag der Ehre stellt das neueste Heft der Münchner Illustrierten Presse Nr. 38 dar. In eindrücklichen Bildern erleben wir die Ereignisse der bedeutungsvollen Tage mit, auf die nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt schaute.

Geleitworte zum Tag des deutschen Volkstums

Dem V. D. A. ist eine große Aufgabe übertragen, die Betreuung des deutschen Menschen jenseits der Grenzen, damit er den Zusammenhang mit der mütterlichen Erde nicht verliert und als Treibholz zwischen den Völkern schwimmend untergeht. Diesen Auftrag durchzuführen ist der V. D. A. nur imstande, wenn sich das deutsche Volk hinter ihn stellt. In diesen Tagen begeht in Deutschland einmütig die Bevölkerung das Fest seines Volkstums, durchgeführt vom V. D. A. Für einen würdigen und erfolgreichen Verlauf der Veranstaltungen im Gau Westfalen-Süd wünsche ich dem V. D. A. das Beste.

Heil Hitler!

gez.: Dr. Schwarzschulz,
Gauschulungsleiter der NSDAP. Westfalen-Süd.

Wiederum ruft der Volksbund für das Deutschtum im Ausland die Bevölkerung Südwestfalens auf zum „Tag des deutschen Volkstums".

In eindrucksvollen Veranstaltungen soll daran erinnert werden, daß ein Drittel unserer Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen leben. Sie stehen im Kampf um ihr deutsches Volksgut, den sie mit Zähigkeit und Treue führen. Kein Tag vergeht, ohne daß nicht Meldungen über Maßnahmen gegen unser Außenvolkstum bekannt werden. Der Kampf gilt im besonderen der deutschen Schule, dem wichtigsten Bollwerk deutscher Volkstumsentfaltung. Durch das „Fest der deutschen Schule" soll die geistige und blutsmäßige Einheit des Deutschtums innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen bekundet werden.

Ich richte namens des Landesverbandes an die Bevölkerung von Westfalen-Süd die Bitte, an den örtlichen Kundgebungen zahlreich teilzunehmen, und die Häuser zu beflaggen. Die Buchsammlung, aus Anlaß des Festes der deutschen Schule vom 15. 9.—31. 9. d. Js. wird im Mitgliedskreise des V. D. A. durchgeführt und allseitiger Unterstützung empfohlen.

Heil Hitler!

gez.: Dr. Banike,
Leiter des Landesverbandes Westf.-Süd im V. D. A.

Für das deutsche Volkstum!

Der Führer des Reiches, Adolf Hitler, hat einmal die wunderbaren Worte gesprochen: „Die letzte Unsterblichkeit auf dieser Welt liegt in der Erhaltung des Volkstums".

Er hat damit nur ausgesprochen, was andere Völker längst für sich in Anspruch nehmen und als völkisches Hochziel herausgestellt haben. Die Polen und Tschechen z. B. lassen keine Volksgenossen außerhalb ihrer staatlichen Grenzen hungern und darben oder gar seelisch verkommen, so veranstaltete zu Beginn dieses Jahres der „polnische VDA.", die Gesellschaft der Freunde des Auslandspolentums, unter Förderung höchster polnischer Stellen eine Sammlung für die 100 000 polnischen Schulkinder im Auslande. Und die Mahnung an das Gewissen der polnischen Gesamtnation war nicht vergebens!

Wahres Volkstum reicht über die staatlichen Grenzen hinaus, es äußert sich in einer unerschütterlichen Schicksals- und Opfergemeinschaft. Was die Polen und viele andere Fremdvölker für ihre 100 000 Schulkinder im Auslande bei begrenztem Wohlstand leisten, müssen wir Deutsche bei größerem Wohlstand in vervielfachtem Maße aufbringen. Denn kein anderes Volk hat soviel seiner Brüder außerhalb der Grenzen des Kernstaates als das deutsche.

Darum bekennen wir uns am Tage des deutschen Volkstums in Hingabe und Opferbereitschaft zu der großen Kameradschaft aller Deutschen in der ganzen Welt! Lebendige Träger wollen wir sein der durch Opfer immer wieder zu bewährenden, durch nichts zu erschütternden Volksverantwortung!

In Castrop-Rauxel

wird am heutigen Sonntag von der hiesigen Ortsgruppe des Volksbundes für das Deutschtum im Auslande eine Feierstunde in der Aula des Oberlyzeums veranstaltet, deren Vortragsfolge wir bereits im Laufe der letzten Woche veröffentlichten. Wir weisen noch einmal empfehlend auf die Veranstaltung hin und hoffen, daß sie recht guten Besuch findet.

Illustrierte Sonntagspost

Kleiner Blick ins Leben

Von Peter Mattheus

Mein Fenster geht auf einen stillen, mit Bäumen bestandenen Hof hinaus, der rundum von hohen Mauern umgeben ist. Wenn ich schreibe „still", so meine ich damit, daß weder Lautsprecher noch Grammophone die Ruhe unterbrechen — nur Vogelstimmen. Eine der Mauern ist nämlich über und über mit wildem Wein besponnen, und zwischen den Ranken und Blättern haben Hunderte und aber Hunderte von Vögeln ihre Schlupflöcher: Drosseln, Grünfinken — und in der Hauptsache Spatzen.

Ich weiß: die ernsten Kenner unserer Vogelwelt sagen, daß man im Sommer nicht füttern soll. Ich tue es trotzdem: Ich habe vor dem Fenster ein Brett angebracht, auf das ich täglich einige Male Futter streue. Die Drosseln kommen nicht, wohl aber die Grünlinge und Spatzen. Die sitzen — während ich noch streue — bereits auf den Aesten der benachbarten Bäume und machen lange Hälse. Sie stehen sozusagen an. Und kaum habe ich das Fenster geschlossen, kommen sie angeschwirrt. Es wird dann draußen auf dem Brett außerordentlich lebendig. Zippel, mein zahmer Wellensittich, der mir häufig auf der Schulter sitzt, findet es hübsch, und ich finde es auch hübsch. Und so kümmern wir uns beide nicht viel um das Urteil der Fachleute.

Mitunter mache ich auch unerfreuliche Beobachtungen. Neid ist ein häßlicher Charakterzug, der nicht nur manchen Menschen eigen ist. Unter Vögeln scheint er ganz besonders verbreitet zu sein. Viele legen sich mit ihrem ganzen Körper über das Futter, machen sich so dick wie möglich und beißen alles weg, was in ihre Nähe kommt. Mit einer bemerkenswerten Wut! Und das tun sie nicht etwa, weil nicht genügend Futter da ist, sondern ganz offenbar, weil sie es nicht gerne sehen, daß andere auch fressen.

Tagtäglich erscheint ein Grünfink, der sich in dieser Hinsicht vor allen anderen auszeichnet. Ich erkenne ihn an einem völlig unvorschriftsmäßigen Fleck am Hals. Er übertreibt die Sache. Kaum ist er auf dem Brett gelandet, fährt er mit aufgerissenem Schnabel und gespreizten Flügeln wie ein Teufel hin und her und stürzt sich auf jeden, der da sitzt und frißt. Er ruht nicht eher, bis er alle meine anderen Gäste vertrieben hat und auf dem Brett allein ist. Dann hockt er sich — sichtlich tief befriedigt — hin und schlingt in sich hinein, daß ihm die Augen aus dem Kopf quellen. Ein verabscheuungswürdiges Bild der Gier und Selbstsucht.

Oft schon war ich in Versuchung, in solchen Augenblicken an die Scheiben zu klopfen und ihn zu verjagen. Als rächende Nemesis gewissermaßen. Aber immer hielt mich der Gedanke zurück, ob mir wohl das Recht zustehe, „höhere Gewalt" zu spielen. Eigentlich, finde ich, steht es mir nicht zu. Wer bin ich, daß ich schicksalhaft den Finger erheben und „Du, Du!" sagen dürfte?

Ich habe es nie getan. Es hat mich manchmal schwer gewurmt. Seit gestern jedoch bin ich getröstet.

Gestern trieb er es ärger denn je, der fette Grünling. Er fuhrwerkte auf dem Brett umher, daß die Federn stoben und trieb alle anderen mit wuchtigen Schnabelhieben fort. Dann setzte er sich triumphierend hin und begann, in sich hineinzustopfen. Mir juckte es in allen Fingern.

Dann flatterte ein junger Spatz heran, einer von denen, die erst ein paar Wochen ausgekrochen sind — ein flaumiger Federball mit einem gelben Streifchen um den Schnabel. Er ließ sich auf dem einen Ende des Brettes nieder und pickte nach einem Korn. Sofort fuhr der Grünling wütend auf ihn los. Der kleine Spatz flatterte erschrocken in die Höhe und versuchte es am anderen Ende. Dies hatte den zweiten Angriff zur Folge. Mit hängenden Flügeln raste der Grünling das Brett entlang und vertrieb ihn wiederum. Aber das Spätzchen wollte noch immer nicht verstehen. Mit Gottvertrauen und der Zuversicht, das die Jugend auszeichnet, versuchte es zum dritten Male sein Glück. Jetzt glich der Grünling einer lebenden Kampfmaschine. Sein Angriff erfolgte mit solcher Wildheit, daß der kleine Spatz einen heillosen Schreck bekam und voller Entsetzen in den nächsten Baum flüchtete.

Da saß er nun und durfte darüber nachdenken, wie schwierig und nahezu unbegreiflich das Leben mitunter ist. Der Grünling wandte sich indessen wieder seinem Futter zu.

In diesem Augenblick erschien ein anderer Spatz auf dem Brett. Kein junger — sondern einer von den älteren Jahrgängen. Ein Prachtexemplar mit rostrotem Schopf und tiefschwarzem Brustlatz. Ein Urbild der Standfestigkeit und Kraft. Er neigte den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite und betrachtete verzückt einen Sonnenblumenkern, der dicht vor seinem Schnabel lag. Der Grünfink ahnte nichts von seiner Gegenwart. Er fraß und drehte ihm den Rücken zu.

Erst das Geräusch, das das Verspeisen des Sonnenblumenkerns mit sich brachte, machte den Grünling aufmerksam. Bestimmt war er der Meinung, das Spatzenbaby sei zurückgekehrt — dieses vorwitzige Ding, das er schon dreimal verjagt hatte. Er fuhr herum, riß giftig den Schnabel auf und stürmte blindwütig vorwärts . . .

Es war ein Irrtum. Aber das erkannte er zu spät.

Der Spatz erwartete ihn, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern. Er wurde nur, wie durch ein Zaubermittel, fast doppelt so breit wie vorher. Dann hackte er zu — ein einziges Mal, nicht öfter! Ruhig, fest, kraftvoll, so wie ein Meisterboxer einen lang geübten Schlag anbringt. Und taumelnd, mit den Flügeln schlagend und sichtlich stark beeindruckt verschwand der Grünling von dem Brett.

„Piep!" sagte der dicke Spatz draußen und plusterte sich noch einmal mächtig auf. Dann — nun ja — dann gab er auf Spatzenart seiner Verachtung Ausdruck und fraß gemütlich weiter.

Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit!



Morgenstunde . . . (Grimm — M.)

Man wird weise, wenn . . .

Gedanken von Richard Kronsberg

Sonderbar, daß den Menschen immer das Geld am meisten drückt, was er nicht hat.

*

Schade, daß man immer erst weise wird, wenn man mit seiner Weisheit zu Ende ist.

*

Viele Geheimnisse würden nicht bekannt, wenn es nicht Geheimnisse wären.

*

Sobald du einem bewiesen hast, daß er das, was er zu glauben glaubt, nicht glaubt, hast du deinen Glauben bei ihm verloren.

*

Es ist meist schwerer, sein Glück mit Gelassenheit zu tragen, als sein Unglück mit Würde.

*

Zu zweien kann man immer glücklicher sein als allein — und allein nie so unglücklich wie zu zweien.

Fremde Stadt bei Nacht

Von Irmgard Johannes

Ich ging durch eine fremde Stadt. Abends in der Dunkelheit war ich angekommen — früh im Grauen mußte ich fort. So erlebte ich sie nur, als alles schon im Dunkeln lag. Als Schlaf und Schweigen sich über sie gebreitet hatten. Was am Tage in goldenem Licht sich wiegte, in leuchtender Wärme, sah ich nur im weißen Silberlicht des Mondes.

Ungleich mächtiger erschienen Kirchen und Schloß. Mystischer. Und die kleinen, schmalen Bürgerhäuser alter Zeit erschienen hochgiebliger als am Tage. Wie selftsame riesige Hauben saßen die Dächer spitz auf ihnen.

Da fiel heller Klang, ein heiter-fröhlicher Klang war es, vom Turm einer Kirche in die stille Dunkelheit. Ich ging ihm nach und fand ihn in der hellerleuchteten Uhr, die wie ein lächelndes Auge vom barockenen Turm einer alten Kirche in die dunkle Stadt sah. Der Turm stand hoch über der Sadt im Himmel. In der Kirche war wohl goldener Glanz wie in allen süddeutschen Kirchen. Jetzt aber in der Nacht war er von der Welt abgeschlossen wie durch eine festverriegelte Tür. Die schöngegliederte barockene Form der Kirche stand wie ein Schattenbild da. Vier Gestalten aus Stein erhoben sich über dem Portal. Es war nicht zu erkennen, waren es Ritter oder Heilige.

Seltsamer Gegensatz zu ihrer barockenen Schwere war der Name der kleinen Gasse, an der die Kirche lag. „Mühltürlein" hieß sie. Im Mühltürlein war ein altes Wappen an einem der Häuser . . . ein steinernes Reliefwappen, mit einem Helmbusch und drei Lilien im Feld. Es warf einen spukhaften Schatten auf die Mauer.

Hinter dem Mühltürlein weitete sich die Stadt über den Fluß hin. Er lief eingebettet in ein steinernes Bett. Wie ein glitzernder, funkelnder Streifen zog er sich dahin unter dem Licht des Mondes, der inzwischen die Wolken zerteilt hatte und nun hell und hart über der schlafenden Stadt stand. Ueber das Wasser schwang sich eine alte Brücke, auf der waren vier alte gläserne goldene Laternen, wie man sie in alten Schlössern findet. Aber sie brannten nicht. Ihre Zeit war um. Sie stammten aus den Tagen, da man Kerzen brannte. Aus der Zeit des heiteren Rokoko. So waren sie in ihren goldenen geschwungenen Linien nur noch zur Zierde da. Ihr Licht hätte auch keine Bedeutung gehabt. Denn hoch über der Brücke schwebte im nächtlichen Raum eine elektrische Bogenlampe, die ihr grelles, bläuliches Licht über Häuser und Brücke warf.

Da ging ich zurück zur Stadt, die breite Marktstraße entlang. Ringsum blühten die Giebel zackig und eckig, gestuft, geschweift, spitz und hoch in den Himmel hinein. Hin und wieder zuckte es golden auf unter den Strahlen des Mondes, dort, wo die Strahlen auftrafen auf Kugeln und Spitzen aus Metall, die auf den mitteralterlichen Giebeln saßen.

Ganz besonders funkelte und blitzte es um ein rundbogiges Fenster eines breiten alten Hauses, das unter einem Giebel lag, der gebieterisch aufwuchs. Eitel Gold schien dort in der Nacht zu glänzen. Formenschön und harmonisch schmiegte sich Messing in moderner Ornamentik in das alte Fenster, hinter dem Dosen und Flaschen standen und ein alter Mörser. Denn es war eine Apotheke. Die „Mohrenapotheke". Aus einer Säule aus gotischem Netzwerk heraus, das sich über der Säule breitete, wuchs ein kleiner Butzenscheiben-Erker auf. 1624 stand an der Säule.

Alte Portale, kunstvoll mit Steinmetzarbeit verziert, schwangen sich aus dem Dunkel dem Mondlicht entgegen. Zwei schöngeformte Bronzearme schienen bereit, alte Laternen zu halten. Neben ihnen, an der Ecke ihres Hauses unter einem zierlichen gläsernen Erker, stand: „Brautgasse" . . . eine enge, schmale Gasse mit holprigem Kopfpflaster. In der Schmalheit der Straße war es tiefdunkel. Das Licht des Mondes fand in die kleine Brautgasse nicht hinein. So ging ich, den Blick nach oben gerichtet, durch die Gasse. An ihrem Ende erheben sich hoch über ihr, so wie es sich für die Gasse der Bräute gehört, die Türme einer Kirche. Eines Domes. Zwei wuchtige eckige Türme einer gotischen alten Kirche, die schwer waren wie eine Festung. Zwischen den beiden Türmen, in der Nähe ihrer Helme, lief eine Brücke. Dazwischen stand wie in einem Rahmen der Mond.

Tiefe Stille ruhte um den Dom. Von seiner Gotik ging eine Weihe aus, in der ich wie gebannt durch die Nacht schritt. Mein Schatten lief spukhaft vor mir her. Flüstern erklang irgendwoher. Erregend unter dem weißen Mondlicht in der Stille der schlafenden Stadt. Das Flüstern ging zischend über den weiten Kirchplatz. Unheimlich. Doch nein — es war wohl das Flüstern von Zweien, die sich lieben. . .

Ich ging zurück auf die Weite des Marktplatzes. Langsam ging ich um den Platz, auf dem drei Brunnen in die Nacht hineinrauschten. Aus jedem erhob sich eine steinerne Gestalt aus dem Wasser, das eingeschlossen war von einem barockgeschwungenem Rand. Die eine Gestalt war der Gott der Wasser, Neptun, der mit hocherhobenem Dreizack mächtig gegen den Himmel stand. Die andere Gestalt war Herkules mit der Keule. Wer war der Dritte? Ich konnte es zunächst nicht erkennenn. Ein Faun? Ein Schiff? Erst als ich lange hinaufgesehen hatte, sah ich, daß es ein Engel war, eingehüllt in seine großen Flügel. Er blies die Posaune. Unermüdlich plätscherten die Brunnen, wie ein Sinnbild der Ewigkeit.

Schloß Benrath

Einziges Rokoko-Schloß des Westens

Im Süden Düsseldorfs, fernab vom brausenden Verkehr einer Halbmillionenstadt, liegt, ein wenig zurückgezogen in naturverträumter Einsamkeit, Schloß Benrath, die einstige Residenz des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Kleinod des tändelnden Rokoko, umwuchert von verschwiegenen lieblichen Parkanlagen und uraltem Waldbestand, liegt es dort draußen als Zeichen vergangener Selbstherrlichkeit.

Weithin erstreckt sich die bunte, abwechslungsreiche Fülle des Parkes, verträumte Wege erschließen lauschige Winkel, abseitige Gärten, und schattige Bänke reizen zum Verweilen. Das Auge ergeht sich in der beschaulichen Schönheit dieser weltnahen und doch unberührten Natur, tiefe Stille fängt den Verweilenden ein, Schwäne ziehen ihre Bahn auf stillem Wasser, und es ist, als ob man eine Flöte Mozart'sche Weisen spielen höre, ganz so wie damals.

Schloß Benrath, geschaffen in der Uebergangszeit vom Barock zum Rokoko, gehört zu den stilistisch reinsten intimen Rokokobauten Deutschlands und wurde in den Jahren 1756 bis 1775 von dem damaligen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz anstelle des älteren stark verfallenen Schlosses erbaut. Mit dem Gesamtentwurf des Schlosses, mit dessen Plänen sich Theodor von der Pfalz lange trug, beauftragte er schließlich im Jahre 1756 den Architekten Pigage, der späterhin auch die Entwürfe für die Parkpartien und Kaskaden ausarbeitete und unter Benutzung der ursprünglichen, noch bestehen gebliebenen Anlagen das heutige Schloß mit seinen Teichen, seinen Wasserspielen, Figuren, Tempelchen und Gärten in der ganzen stilvollen Eigenart schuf, durch die es heute die Bewunderung der Kunstverständigen und aller Kunstgenießer erregt. Nach dem Vorbild des großen Versailles entstand während dieser Zeit das Kunstwerk, ein kostbares Geschenk voll erlesenen Geschmacks, lieblich in der Ausführung der Schauseiten und zart in den Linien des Interieurs. Der Kurfürst machte Schloß Benrath zu seiner Sommerresidenz. Späterhin residierte hier Herzog Wilhelm von Bayern, der Statthalter des Bergischen Landes, und als Napoleon die Welt eroberte und auch die Bergischen Lande zu seinem Besitz machte, war es Prinz Joachim Murat, der hier als Großherzog von Berg prächtigen Hof führte. Als das Großherzogtum Berg im Jahre 1815 an Preußen abgetreten wurde, fiel auch Schloß Benrath an die preußische Krone.

Der Schloßbau, an den sich die Flügelbauten an der Frontseite halbkreisförmig anschließen, in weicher Rundung um den elf Morgen großen Weiher gruppiert, ist in der zarten Tönung des Anstrichs und in der anspruchslosen, einfachen Architektur ein Meisterwerk. 84 Räume beherbergt der Hauptbau, 202 Räume finden sich in den anliegenden Bauten und Kellergewölben, deren architektonische Gliederung, besonders der einheitliche Durchbau vom Hauptgeschoß zu den Nebengebäuden, als Sonderleistung angesehen wird. Die Ausstattung der Innenräume, die im Stile des Empire und Rokoko angelegt sind, zeugt von der sorgsamen Hand Pigages. Kunstgerechte Raumaufteilung, vor allem ins Auge fallend die Eingangshalle und der große Kuppelsaal, die die ganze Tiefe des Schlosses einnehmen. Lichte Festsäle voller Spiegelglanz, Gesellschaftsräume, die den Zauber der damaligen Zeit eingefangen haben. Bedeutende Stuckarbeiten, kostbare Türen, geschnitzte Wandbekleidungen. Ornamente voller Prunk und Geschmack. Schließlich kostbare Deckengemälde, die, Zeichen einer großen Kunst, anmutig wirken, ohne zu beschweren.

Der Park, in den vom eigentlichen Schloß aus eine Terrasse führt, erstreckt sich über eine Fläche von 370 Morgen. Streng architektonisch ist auch hier der äußere Eindruck. Alleen alter Baumriesen, große Teiche in gestreckter Lage, aufgeteilte Parkpartien, Gruppen prachtvollen Waldbestandes. Aber innen finden sich Wasserspiele, Blumengärten, seltene Nadelhölzer, Seitenpfade, Gartenhäuschen, duftende Pflanzen und Strauchgruppen; lieblich vor allem der an den westlichen Schloßflügel anstoßende, in sich abgeschlossene japanische Garten mit Weiher, Brücken und reizvoll verschlungenen Pfaden zwischen köstlichen Blumenbeeten. Der eigenartig ansprechende Zauber des Benrather Schlosses, das vielfach für eine der feinsinnigsten Schöpfungen des Rokoko gehalten wird, hat hier, in der genialen Gestaltung des Gesamtbildes, seinen Ursprung. Irgendwo, weitab vom Schloß, verliert man sich an das Ende des Parkes, und zu Füßen des Schauenden fließt in großer Gedehntheit der Rheinstrom. Immer bietet dieser mit seinem gewaltigen, internationalen Schiffahrtsverkehr ein eindrucksvolles Bild, selbst Seedampfer aus London, Hamburg, der Ostsee sieht man oft. Am Rheinufer gegenüber liegt die alte kurkölnische Feste Zons, das rheinische Rothenburg, ein anschauliches Stück mittelalterlicher Vergangenheit.



Schloß Benrath, Innenansicht (Bilder: Propagandaamt der Stadt Düsseldorf)

Ehrentor des deutschen Gießereiwesens

Es wiegt 122 000 Kilo — Eine Sehenswürdigkeit der Gießereiausstellung zu Düsseldorf

Anläßlich der Gießereiausstellung 1936, die am 17. September in Düsseldorf eröffnet wurde, ist eine besonders wirkungsvolle Eingangspforte für die Ausstellung geschaffen worden, die aus reinem Gußeisen besteht. Dieses Ehrentor des deutschen Gießereiwesens, gestellt von den Deutschen Eisenwerken A.-G. in Mülheim-Ruhr, hat ein Gesamtgewicht von nicht weniger als 122 000 Kilogramm. Da ist zunächst als „Querbalken" ein sog. Oberhaupt für eine Karussellbank von 11 Meter Durchmesser zur Verfügung gestellt. Dieser Querbalken wiegt allein 36 000 Kilogramm. Wenn dieser Querbalken hochgedrückt ist, dann können die beiden Ständer von je 18 000 Kilogramm aufgestellt werden. Außerdem wird dieses Tor aber an beiden Seiten von zwei großen Stahlgußständern mit aufgesetzten Zahnrädern aus Eisenguß eingerahmt, die je 2 Meter Durchmesser besitzen. Ein Zeichen für das ungeheure Gewicht ist die Tatsache, daß die Gußstücke auf Spezialwagen befördert werden mußten und auf besonderen Straßen, die polizeilich für eine bestimmte Zeit genehmigt wurden, nach Düsseldorf geschafft worden sind. Das Riesentor ist eine der größten Sehenswürdigkeiten auf der gesamten Ausstellung.

Die frohen Geister des Weins

Beschworen von den berühmten und unberühmten deutschen Dichtern zu allen Zeiten

Ein Glas Wein macht beschwingt, und etwas von dieser heiteren Beschwingtheit liegt auch über den vielen Worten in Reim und Prosa, die deutsche Dichter diesem edlen Trank gewidmet haben. Freilich, durch die Heiterkeit blickt manchmal der Tiefsinn, dafür fehlt dem Ernst selten ein Aufblinken von Laune und Fröhlichkeit.

Zuvorderst ein schweres „Problem": soll man den Wein allein oder gesellig trinken? Goethe, der immer mit seiner Weisheit bereit, spricht:

Sitz ich allein,
Wo kann ich besser sein?
Meinen Wein
Trink ich allein;
Niemand setzt mir Schranken,
Ich hab so meine eigenen Gedanken.

Also allein? Der etwas pedantische Professor Gervinus zieht in seiner „Nationalliteratur" gegen eine solche Auffassung mit schwerstem Geschütz zu Felde. „Es gibt nichts egleres", ruft er empört, „als ein einsames Saufen, nichts, was der Bestimmung des Weins so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen, den Verkehr traurig machen und die gemeinsame Freude erhöhen soll." Wer hat da noch den Mut, in der Stille ein Glas zu trinken?

Nun, so sehr sich die vielen Lobredner des Weins gegen ein sinnloses Betrinken — gesellig oder allein — gewandt haben, alle, und der stille Zecher Goethe nicht zuletzt, haben ihn gerühmt als den Anreger zu froher Geselligkeit. Freundlich soll er schon kredenzt werden, fordert Goethe vom Kellner:

Setze mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir den Wein bringt, sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eifer im Glase.

Und nun, froh getrunken. Denn:

„Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser ohne Saft und Kraft,
Gemacht für Frösche, Kröten, Drachen,
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es frischer sein,
Drum bringet Wein und schenket Wein."

In diesen Ruf des Kriegsmanns und Feuergeists Ernst Moritz Arndt stimmt der Mann des Volkes Johann Peter Hebel ein. Auch er liebt einen guten Tropfen und macht sich seine eigenen Gedanken über den Nachhauseweg:

Jetzt, Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht,
Und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Haustür doch
Und schlafen aus in Frieden.

Goethe hat nach den ersten Gläsern seltsame Visionen.

Das wär dir ein schönes Gartengelände,
Wo man den Weinstock mit Würsten bände.

Sollte der weinfreudige Olympier zuletzt noch dem Rebensaft abgeschworen haben?

Da wird nicht mehr nachgefragt,
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken sein,
Trinke nur vom besten Wein.
Doppelt wärst du ein Ketzer.
In Verdammnis um den Kräzer.

Dieser lebensfrohen Regel aus dem „Westöstlichen Diwan" ließen sich noch viele fröhliche Verse aus Goethes und anderer berühmter Dichter Werken hervorholen. Aber wir brauchen uns nicht nur an große Namen zu halten. Der anonyme Dichter in „Des Knaben Wunderhorn" bekundet etwa in einem „Fuhrmannslied auf der Weinstraße" nicht weniger gute Laune, wenn er seinen Schimmel aufmuntert:

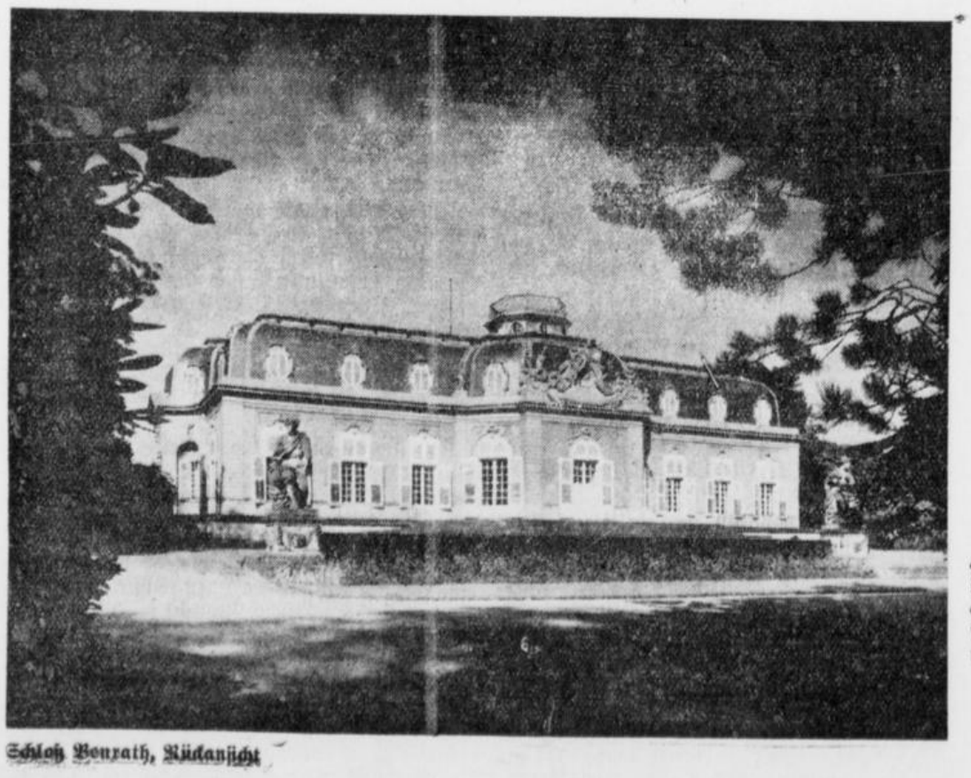
Zieh, Schimmel, zieh!
Im Dreck bis an die Knie.
Schieb dich fein in diesen Karren.
Wir wollen auf dem Neckar fahren,
Zieh, Schimmel, zieh!

Mein lieber Schimmel mein,
Dort lad ich lauter Wein,
Mein Schimmel geht die Weinstraß gern,
hat's gewiß von seinem Herrn gelernt.
Zieh, Schimmel, zieh!

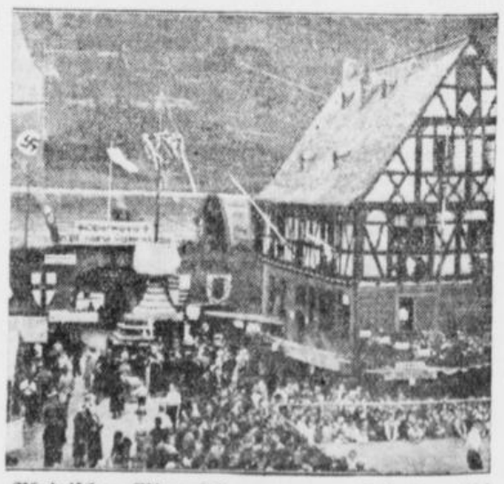
Wir finden sogar ein Loblied auf den mit Recht so geliebten 34er Jahrgang:

Wer ist's, den jeder, der ihn preist,
Den König der Getränke heißt?
Der vierunddreiß'ger Rebengeist,

so heißt es in diesem munteren Sang. Er wurde freilich auf den Jahrgang 1834 gedichtet. Aber seit kurzem ist er wieder höchst aktuell! Also, zum Wohle!



Schloß Benrath, Rückansicht



Rheinisches Winzerfest (Scherl — M.)

Die Heimatseite Wochenbeilage

zum Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

132 Sept. 1936

Neue Folge der Heimatblätter für Castrop-Rauxel und Umgebung



Düsseldorf)

äfern selt-

tengelände,
ften bände.
ier zuletzt
haben?
fragt,

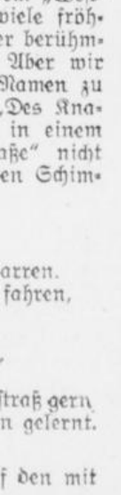
ein,
in.
räßer.
em „West-
viele fröh-
er berühm-
Aber wir
Namen zu
Des Kna-
in einem
aße" nicht
en Schim-

arren.
fahren,

traß gern
n gelernt.

f den mit

preist,
ißt?
geist,
ang. Er
34 gedich-
höchst ak-



cher! — M.

Richter und Gericht im alten Castrop

Von Dr. Richard Borgmann, Mengede

Bekanntlich bildete die Freiheit Castrop mit den Bauerschaften Merklinde, Rauxel und Westhofen, Holthausen, Bövinghausen, Horsthausen, Obercastrop, Behringhausen, Börnig, Sodingen, Bladenhorst, Pöppinghausen ein besonderes Gericht oder auch Herrlichkeit genannt. Schon die älteste bislang bekannt gewordene Gerichtsurkunde von November 1266 läßt erkennen, daß das Gericht bereits damals sich über fast alle diese Bauerschaften erstreckte, die dann auch im 15./16. Jahrhundert zur Herrlichkeit Castrop gerechnet wurden. Die älteste Gerichtsurkunde betrifft die Auflassung der Güter Voßnacken durch die Gebrüder von der Horst an das Kloster Sterkrade vor dem Richter Rotger Sculen und dem clevischen Amtmann Arnold de Kyrsecorf (aus der Familie von Korff). Von den anwesenden Zeugen werden neben dem clevischen Amtmann nur noch Caesar de Horst und Sygewinus de Piscina als Ritter bezeichnet; sie eröffnen auch die Zeugenreihe in der Urkunde. Bei den übrigen genannten Zeugen fehlt die Standesbezeichnung. Daß sie nicht dem Ritterstande angehört haben, ist sicher. Unter den Namen finden wir solche, die uns im 14. Jahrhundert als clevische Ministerialen bekannt sind, wie die von Obercastrop, von Rauxel aus der Familie von Gysenberg, von Bergybink, während die anderen wohl nach dem Hof bzw. nach der Bauerschaft benannt sind.

Gleich aus dieser ältesten Gerichtsurkunde erhellt, daß die Grafen von Cleve bereits damals eine feitumgrenzte Enklave in der Grafschaft Mark besaßen, die durch einen besonderen Amtmann verwaltet wurde. Diese Amtmannschaft ist später auf die Herren von Strünckede übergegangen. Wahrscheinlich haben sich die Grafen von Cleve 1263 die Burg Strünckede zu Lehn auftragen lassen, um von hier aus besser den Güterbesitz sichern zu können.

Ob sich das Gericht Castrop aus dem alten Hof Castrop herausgebildet hat, wie wir es sonst verschiedentlich bei Reichshöfen feststellen können, läßt sich nicht entscheiden. Ueberhaupt ist die Frage, ob der Hof Castrop ein alter Reichshof gewesen ist, noch nicht geklärt, wir besitzen weder eine Kaiser- bzw. Königsurkunde, noch eine andere Quelle, die darüber Kunde gibt. Er kann ebenso gut ein alter sächsischer Edel- oder Oberhof gewesen sein. Daß Quellen des 15. Jahrhunderts bei solchen Höfen von „Reichshöfen" reden, ist nichts außergewöhnliches.

Wie sich denn auch nicht eindeutig feststellen läßt, wie überhaupt Hof und Gericht Castrop in clevischen Besitz übergegangen ist, so lassen sich jedenfalls seit 1236 clevische Rechte am Hof Castrop nachweisen. An diesem Castroper Besitz müssen zeitweise von den Grafen von Cleve weitgehende Hoffnungen geknüpft sein. Immerhin müssen auch die Einkünfte aus diesem Besitz nicht unbeträchtlich gewesen sein. Denn als man um 1300 — vielleicht auch schon früher — die Amtmannschaft über Castrop den von Strünckede anvertraute, ließen sich die Grafen von ihnen eine Pfandsumme von einmal 600 und dann 800 Mark vorlegen. Und wenn weiterhin die Grafen für die Herrschaft Castrop und Strünckede Burglehen von 20 Mark auswerfen und eine Anzahl Burgleute aufnehmen, so erhellt schon daraus, daß zur Herrschaft Strünckede — und damit ist in der clevischen Kanzlei immer auch Gericht und Hof Castrop gemeint — ein weiterer Güterbesitz mit Einkünften gerechnet wurde.

Leider ist das Archiv des Hauses und der Familie von Strünckede bislang trotz vielfachen Suchens verschollen geblieben. Jedenfalls würde dieses Archiv für die Frühzeit von Castrop in der Geschichte noch manche Aufklärungen geben.

Immerhin besaßen die von Strünckede die Amtmannschaft über Castrop später als Lehen, und das „Gericht Castrop" erscheint in erster Linie als ein Verwaltungsbezirk. Auch später bildete das Gericht Castrop nach der Landesvereinigung der Grafschaft Mark mit dem Herzogtum Cleve immer ein Bestandteil des Herzogtums Cleve; die jeweiligen Richter nennen sich ausdrücklich im Gegensatz zu den märkischen Richtern im benachbarten Amt Bochum herzoglich clevische Richter. Nur wenn in gleicher Person verschiedene Aemter märkische und clevische, verwaltet wurden, kommt auch mal für Castrop die Bezeichnung märkisch vor! Das geschah vor allem bei den jeweiligen Schultheißen oder Rentmeistern, die seit der Landesvereinigung für die Aemter Bochum und Castrop meist in einer Person bestallt wurden. Aber daran ist festzuhalten, Castrop wurde bis zum Uebergang an Preußen zum Herzogtum Cleve und nicht zur Grafschaft Mark gerechnet. Die Strünckeder, die vielleicht seit 1296 die Amtmannschaft besaßen, haben nicht immer im Interesse der Grafen von Cleve die Herrschaft verwaltet. Ja, sie standen verschiedentlich mit den Grafen von Cleve in Fehde, so daß ihnen daher das Leben abgesprochen wurde. Sie mußten bei dieser Gelegenheit selbst ihr altes Stammhaus, die Burg Strünckede, räumen. Die Verwaltung wurde dann anderen clevischen Beamten übertragen und von solchen Uebertragungen hören wir 1398, 1418, 1478. Immer ist dann aber wieder eine Aussöhnung mit dem Herrscherhaus zustande gekommen.

Für die älteste Zeit — vor 1266 — fehlt jegliche Nachricht über das Castroper Gericht. Daß die Grafen von Cleve je einmal in einem ordentlichen Gericht auch in ihren Stammlanden präsidiert haben, ist nirgends bezeugt. Sie ließen die ordentlichen Gerichtstage durch ihre Amtmänner oder Drosten abhalten. Nur haben sie sich bei todeswürdigen Verbrechen die letzte Entscheidung vorbehalten. Aber auch dieses Recht haben sie teilweise ihren Amtmännern übertragen. Auch die Herren von Strünckede haben für die Grafen von Cleve in Castrop die hohe und niedere Gerichtsbarkeit ausgeübt, d. h. sie ließen durch den jeweiligen Richter alle Kriminal- und Civilsachen aburteilen. Aus den Quellen läßt sich für Castrop die alte karolingische Einteilung in gebotene und ungebotene Dinge, ebenfalls in Grafschafts- und Hundertschaftsgericht nicht erkennen. Die karolingische Grafschaftsverfassung und damit die Gerichtsordnung ist in Westfalen bereits im 12. Jahrhundert völlig außer Brauch gekommen. Auch der Unterschied zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit — unter ersterer verstand man alle Straffälle, die an Hand und Hals gingen — ist bald verwischt. Das niedere Gericht war das tägliche Gericht, das je nach Bedarf stattfand, es übernahm auch in Castrop schon recht früh Hochgerichtsfälle. Es war in der Lage, das Urteil zu weisen über einen Verbrecher, der auf handhafter Tat ergriffen war. Doch erfolgte der Vollzug des Urteilsspruches an einem ordentlichen Gerichtstag durch den Gerichtsherrn bzw. durch den Amtmann.

Das alte Castroper Gericht hat von jeher neben aller civiler Gerichtsbarkeit alle strafrechtliche Tätigkeit ausgeübt. Doch stand den Parteien immer die Berufung bei den Herren von Strünckede zu, so daß der bekannte Satz entstand: „Ich will das vom Turm zu Strünckede hören!"

Der jeweilige Richter wurde gewöhnlich vom Landesherrn ernannt. Er konnte auch nur durch ihn seines Amtes enthoben werden. Aber es kam auch vor, daß diese Rechte den jeweiligen Amtmännern übertragen wurden wie es auch in Castrop verschiedentlich der Fall war.

Dem Richter zur Seite stand der Gerichtsfrohne, in Castrop zumeist durch den Gerichtsherrn auf 1 Jahr ernannt. Dem Frohnen lag die Ankündigung der Gerichtstage ob; er war fast immer gleichzeitig Gerichtsbote und Vollzieher der Strafen, übte Polizeibefugnisse aus, hatte Anzeigepflicht und war für die Inhaftierten verantwortlich.

Neben den Parteien erscheinen in den Urkunden die von diesen gekorenen Zeugen, die Kornoten oder Weinkaufsleute. Ihre Zahl schwankt ständig, meist sind es Bürger aus Castrop, unter ihnen oft der Bürgermeister. Nur bei Auflassungen, Rentverkäufen, Straffällen, die Bauern, Eingesessene der Bauerschaften betreffen, erscheinen auch Zeugen aus den jeweiligen Bauerschaften.

Die Gerichtsschreiber waren durchweg auch gleichzeitig Notare und bis ins 17. Jahrhundert zumeist Cleriker.

Das Gericht wurde im Richt- oder Ratshause, auch auf der Burg Strünckede abgehalten, später heißt es in „Bethaken Hause". In Castrop war der Richter vielfach clevischer Verwaltungsbeamter. Er hatte die Steuern, die Beden einzuziehen, soweit nicht ein besonderer Rentmeister bestellt war. Solche Rentmeister begegnen uns in Castrop erst im 15. Jahrhundert. (Schluß folgt.)

Historische Notizen

Von Do.

Kriegsauflage von 1758

Die Herrlichkeit Bodelschwingh-Mengede mußte August 1758 auf Befehl des kommandierenden Generals Baron v. Dryhern in das Lager der sächsischen Truppen bei Castrop 650 Infanterie-Rationen im Werte von 325 Rtlr. liefern.

Castroper am alten Dorstener Gymnasium

Aus Castrop studierten auf dem ehemaligen Franziskaner-Gymnasium zu Dorsten: Karl Leopold Wilding (1730); Johann vom Hove (1727).

Castroper Brandspende für Recklinghausen

Im Jahre 1686 wurde die Stadt Recklinghausen von einem großen Brandunglück betroffen. Abgesehen von öffentlichen Gebäuden gingen allein 108 Bürgerhäuser in Flammen auf. Viele Familien verloren ihr ganzes Hab und Gut. Für den Wiederaufbau wollte man sich die nötigen Mittel durch eine öffentliche Sammlung beschaffen. Diese Kollekte erstreckte sich auf das Vest Recklinghausen, das Stift Münster und die Grafschaft Mark. Am 10. April stiftete der Armenfond zu Castrop 1½ Reichstaler. „die Armen zu Castorpii aus deren Mitteln geben denen verbrandten der statt Recklinghausen ad anderthalben rthlr. dn. 10. aprilis 1686.

Thed. Cle. Vogell (accept)."

Castroper wurden in Recklinghausen gefirmt

Im Frühjahr des Jahres 1706 unternahm der Kölner Weihbischof Johannes Wernerus von Bender eine Reise in das Vest Recklinghausen, um daselbst bischöfliche Amtshandlungen vorzunehmen. Am 6. Mai 1706 erschienen zum Empfang der hl. Firmung in Recklinghausen die Castroper aus der Grafschaft Mark. Diese mit anderen aus der Umgebung machten an die 1100 Seelen aus.

Ein Gewinnbrief vom Jahre 1749

Nach einem Gewinnbrief vom 31. August 1749 ist der Hermannskotten zu Brünninghausen, welcher im Dreißigjährigen Kriege öde gelegen hatte, von seiten des Herrn v. Bodelschwingh mit einem neuen Kolonen gegen eine bestimmte jährliche Pacht besetzt worden. So waren auch mehrere Bauerngüter des Hauses Bodelschwingh im 30jährigen Kriege und bei der Invasion Bernhards v. Galen verlassen worden. Diese wurden nach Leibeigentumsrechten an neue Kolonen ausgetan.

Von Lütgendortmund nach Datteln

Das Mittelstück des Hochaltars in der Dattelner Kirche soll nach Mitteilung des früheren Dattelner Pfarrers Jansen 1808 aus dem aufgehobenen Kloster Marienborn zu Lütgendortmund gekommen sein. Es stellt den Kalvarienberg dar, 98 cm breit, 27 Figuren aus Eichenholz. Man vermutet eine flanderische Arbeit aus der Zeit um 1500.

Stammtafel oder Ahnentafel?

Betrachtet man eine Stammtafel, nicht so sehr im Hinblick auf das urkundliche erstmalige Auftreten eines Geschlechtes als vielmehr auf seine gesellschaftliche Bedeutung, so stößt man fast immer auf die Tatsache, daß sich die gesellschaftliche Umwelt bei den einzelnen Zweigen einer Familie im Laufe der Geschlechterfolge ändert. Gelingt es einem Zweig, in andere gesellschaftliche Zweige hinüberzuwechseln, so verbleibt ein anderer im gewohnten Bereich seiner Herkunft. Der Grund für die Verschiedenartigkeit dieser Umweltgestaltung liegt im allgemeinen nicht nur darin, daß die Nachkommenschaft eines Geschlechtes von der Natur in ungleicher Weise mit Begabungen und Fähigkeiten ausgestattet wurde, sondern insbesondere in der Art der Verehelichungen, die von den einzelnen Familienmitgliedern eingegangen wurden. Damit gewinnt aber auch die Herkunft der Mütter an Bedeutung. Ist dies jedoch einmal in das Bewußtsein des Forschers getreten, dann erfährt die Art seiner Arbeit insofern eine Wandlung, als er nicht mehr die Stammtafel als das Kernstück der Familienforschung empfindet, sondern die Ahnentafel. Gerade diese zeigt aber mit unleugbarer Deutlichkeit, welch ungeheuren Einfluß die Mütter auf den geistigen und gesellschaftlichen Aufstieg eines Geschlechtes auszuüben vermögen. Man vergegenwärtige sich nur die Tatsache, daß die ersten Lebensjahre eines Kindes stets mehr durch die Mutter als den Vater bestimmt werden. Die Weckung der Erbanlagen liegt daher wesentlich in den Händen der Mutter und von ihrer Art hängt es ab, ob sich ein Kind seinem Wesen entsprechend entwickeln kann oder nicht. Damit erhält aber auch der Begriff „Kinderstube" erst seine richtige Bedeutung. Diese „Kinderstube" birgt das Geheimnis für jene Art sicherer Lebenshaltung, die so oft mit wirtschaftlichem Wohlstand verwechselt wird. Die „Kinderstube" kann auch unter bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen gedeihen, denn es kommt eben nicht auf die Menge des Geldes an, um Kinder richtig zu erziehen, sondern vornehmlich auf die Herkunft der Mutter! Diese Tatsache ist bisher viel zu wenig gewürdigt worden und der einseitige Blick auf die väterliche Abstammung hat manche „Problematik" in die Familienforschung getragen, die bei gleichzeitiger Beachtung der mütterlichen Herkunft kaum aufgetaucht wäre. Deshalb ist es auch verständlich, wenn heute das Hauptgewicht auf den ahnentafelmäßigen Abstammungsnachweis gelegt wird; denn wir sind alle nicht nur Träger unseres väterlichen Namens, sondern ebenso Erben unserer mütterlichen Vorfahren. Der erbliche Anteil an der einen oder anderen Seite läßt sich mathematisch nicht errechnen. Im allgemeinen müssen wir aber daran festhalten, daß wir unser Leben Vater und Mutter verdanken.

Haus- und Hofmarken

In den Haus- und Hofmarken haben wir ein Denkmal germanischer Urzeit vor uns, durch sein Alter und seine kulturelle Bedeutung gleich ehrwürdig. Es handelt sich dabei um schlichte, graphische Zeichen, die aus geraden Strichen zusammengesetzt sind; sie zeigen eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Gestaltung. Die Eigenart ihrer Form läßt zu, daß jedes einzelne Zeichen durch Beistriche in verschiedenartiger Weise abgewandelt werden kann, eine Möglichkeit, die für den Sinn und die Aufgabe der Zeichen von wesentlicher Bedeutung ist. Was hat es nun mit diesen eigenartigen Zeichen für eine Bewandtnis? Die herrschende Meinung sieht in ihnen Eigentumsmarken, das heißt Zeichen, die an einem Gegenstand angebracht werden, um ihn als einer bestimmten Person gehörig zu kennzeichnen. — Karl Konrad A. Rumpel bringt in der Septembernummer von Westermanns Monatsheften einen interessanten Aufsatz über diese „Haus- und Hofmarken"; drei Abbildungen ergänzen den Text.

Naturschutz auf bahneigenem Gelände

Die Reichsbahn läßt sich hocherfreulicherweise in den letzten Jahren die Verschönerung der Bahnanlagen angelegen sein. Die zu diesem Zwecke veranstalteten Wettbewerbe zum Anporn der Beamten sind von allen Reisenden und Heimatfreunden zu begrüßen. Der Heimat- und Naturschutz-Ausschuß des Sauerländischen Gebirgsvereins hat nun an die Reichsbahndirektionen Wuppertal, Essen und Kassel die Bitte gerichtet, einen kleinen Schritt weiter zu gehen, um im Sinne des Naturschutzes längs den Bahnstrecken und überhaupt auf bahneigenem Gelände besonders gutwüchsige sowie schön oder eigenartig geformte Bäume und ferner seltenere Holzarten (wie Weide, Kirsche, Wildapfel, Eberesche, Weiß- und Rotdorn usw.) dauernd zu sichern, also von der Nutzung auszuschließen, ferner in Fichtengegenden überhaupt beim Erhalten und Pflanzen Laubhölzer möglichst zur Geltung zu bringen, um ein Gegengewicht zu dem allzu eintönigen und düsternen Bild der Fichten zu schaffen und schließlich soweit als möglich auch die lebende Hecke zu erhalten und neu anzupflanzen.

In der Begründung wird dankbar anerkannt, daß die Reichsbahn ja auch schon stark den Wünschen der Bienenzüchter durch Pflanzen und Erhalten honigtragender Pflanzen entgegenkomme und weiter, daß auch Generalinspektor Dr. Todt bei den Reichsautobahnen größten Wert auf Schonung und Vervollkommnung des Landschaftsbildes lege. Die drei Reichsbahndirektionen haben möglichst weitgehende Berücksichtigung dieser Anregung zugesagt.

Landschaftsreklame

„Reklame in der Landschaft" sagt Schulte-Naumburg „ist nicht nur ein Zeichen für die Abwesenheit alles dessen, was man bei bescheidensten Anforderungen guten Geschmack nennt, sondern auch Mangel an Sinn für geziemendes Benehmen ganz im allgemeinen. Es gibt in unserer Kulturwelt eben Dinge, über die man sich übereingekommen ist, daß sie sich nicht schicken, und die der Guterzogene ohne weiteres unterläßt. Wir Nordländer finden es im Süden besonders unangenehm, wenn man von allen Seiten marktschreierisch überfallen wird, obgleich man hier sehr häufig das nachsichtige Gefühl hat, das man etwa ungebärdig sich benehmenden jungen Hunden gegenüber empfindet. Ein Land wie unseres mit vorwiegend gut erzogenen Leuten muß allmählich zu der Kenntnis kommen, daß es das Recht hat, sich solch aufdringlich pöbelhaftes Benehmen zu verbitten, und daß die Verpflichtung besteht, es durch Erziehung langsam im ganzen Volke zu beseitigen oder zum mindesten dafür zu sorgen, daß sich nicht ein jeder ungestraft nach Gutdünken in der freien Landschaft flegelhaft ergehen darf."

Daß die Streckenreklame grundsätzlich nur mit riesigen Maßstäben und den schreiendsten Mitteln arbeitet, ist selbstverständlich; nur so kann sie die beabsichtigte Wirkung auf weite Sicht und damit den geschäftlichen Erfolg zu erzielen hoffen. In dieser Tatsache liegt aber zugleich die Unmöglichkeit begründet, ihr unbeschränkte Berechtigung zuzugestehen. Von seiten jener Reklametreibenden, die sich für die Streckenreklame einsetzen — und das sind aus deren Kreisen nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Vertretern großer Firmen —, wird immer wieder die Ansicht und die Forderung geltend gemacht, daß in „landschaftlich weniger reizvollen" Gegenden nichts gegen sie einzuwenden sei. Wenn aber die Streckenreklame schon in besonders hervorragenden Gebirgsgegenden, z. B. der Schweiz, wo sie früher mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit auftrat, schlimm ist, so wirkt sie im ruhigen Bilde einer einfachen Ebene oder jeder anderen Gegend „ohne besondere Reize" meist noch unerträglicher dadurch, daß sie hier viel mehr von weitem das Auge auf sich zieht und daß eine feinere und bescheidenere Schönheit um so leichter zunichte gemacht ist.

Merksprüche

Die Heimatnatur besteht ebensowenig nur aus Bergen, Tälern und Wasser wie der Wald nur aus Bäumen, die Wiese nur aus Gräsern. Alle Tiere und Pflanzen der Heimat gehören dazu. Vernichtet man sie, so geht die Schönheit des Ganzen ebenso verloren wie bei einem Dom, dem die Verzierungen der Architektur abgeschlagen werden.

Kleinkaliberport ist eine schöne Sache, aber übe ihn nur auf dem Scheibenstand! Unsere Singvögel sind für Schießübungen zu schade und wie oft trifft der leichtsinnig abgegebene Schuß einen Mitmenschen. Mit Luftbüchsen auf Vögel schießen ist in allen Fällen Tierquälerei.

Die Linde im Ortsnamen

Die Linde, dieser menschennahste Baum, ist der eigentlich deutsche Baum, ist die Baumgestalt der deutschen Dorflandschaft. Noch heute hat fast jedes deutsche Dorf seine Dorflinde mit den herzförmigen Blättern und den süßduftenden Blüten, unter der einst gesungen und getanzt, unter der auch Gericht gehalten wurde. Wie einst grünt und blüht die Linde noch heute am liebsten auf Marktplätzen und Friedhöfen, vor Kirchen und alten Wirtshäusern. Früher aber stand die Linde auch draußen im Wald; unter ihr erschlug Siegfried den Drachen, wurde er selbst später erschlagen. Ja, wir dürfen annehmen, daß es einst richtige große Lindenwälder gegeben hat. So will es uns dann nicht verwunderlich erscheinen, daß unter den Waldarten in Deutschland bei den Gemeindenamen nach Buche und Eiche an dritter Stelle schon die Linde mit ihren 871 Ortsnamen steht*). Auch in unserer Provinz findet sich eine ganze Reihe von Lindenorten, so ein einfaches Linden im Stadtkreis Bochum und im Kreis Altena, ein Linde im Landkreis Recklinghausen. Dicht aneinander liegen die Kirchdörfer Frohlinde und Merklinde im Stadtkreis Castrop-Rauxel und Kirchlinde im Stadtkreis Dortmund, hier auch das große Dorf Lindenhorst. Bei Freudenberg im Sieger Land gibt es ein Dörfchen Lindenberg und im Ennepe-Ruhrkreis Linderhausen. Auch die Stadt Hohenlimburg im Landkreis Iserlohn und der kleine Ort Limbergen im Kreis Kleve sind Lindenorte, ebenso Lintel im Kreis Wiedenbrück, entstanden aus Linteloh, d. h. Lindenwald, und wahrscheinlich auch Linsel im Kreis Vechta.

*) Nach der Buche sind in Deutschland 1578 Orte, nach der Eiche 1467 Orte genannt. Erwähnt sei noch, daß nach der Birke 177 Orte und nach der Esche 268 Orte benannt sind.

Seemann und Gärtnerin

Erzählung von Maré Stahl

Der kleine Hafen lag auf der Landzunge und der Leuchtturm saß auf der Spitze wie ein runder Käfer auf einem schmalen Grashalm. Die Häuser im Ort waren niedrig, etwas geduckt von dem rauhen Wind, der ständig über sie hinwehte. Ueberall saßen grüne Fensterläden an den Mauern, die sich morgens auftaten, wie Blätter von Knospen, die sich der Sonne öffnen. Aber sonst war nicht viel Lyrisches in dem Ort. Es gab Läden, in denen Kiepen, Netze und Transtiefel zum Verkauf lagen, Toreingänge, in denen sich Tonnen voll Teer befanden, die so träge schwarz glänzten, wie die Pechaugen eines Mexikaners, von denen Jan Veen so gerne erzählte.

Alles was es zu kaufen gab, war auf das Meer zugeschnitten. Nur der Garten von Diederike Mews hatte keine Beziehung auf das Meer. Höchstens daß sich die Frauen einmal Dill und Petersilie für den Fisch in der Gärtnerei kauften. Aber das war nur nebenbei, denn in der Hauptsache gab es Blumen in den langen Beeten, die manchmal blau von Vergißmeinnicht waren, als wäre ein Stück blauen Himmels auf die Erde herabgefallen, oder rot von Nelken, wie ein purpurner Sonnenuntergang.

Jan Veen stand manchmal und sah über den Zaun. Es war wie ein Blick ins Paradies, denn auf und ab den ganzen Strand gab es nur Sand, weiß wie die Wüste. Alles Blühende floß zusammen in eine einzige Symphonie von Duft, in der sogar die simplen Kräuter wie Kümmel, Lavendel, Dill und Thymian ihren Platz hatten, und jedesmal fiel dieser Duft Jan geradezu körperlich an, daß er ganz betäubt stand, bis der Kopf von Diederike hinter einer Staude, einem Busch oder einem Baum auftauchte und ihn verwundert anblickte.

Dann sagte er jedesmal beklommen „Guten Tag!" und ging davon. Es war ihm nicht möglich, mehr zu sagen, z. B. ein Lob über den schönen Garten, geschweige denn eine Beschreibung seiner Gefühle, die darin gipfelten, daß Diederike die schönste Blume im ganzen Garten sei.

Jedesmal, wenn er fortgegangen war, ohne ein einziges Wort zu reden, ärgerte sich Jan maßlos über sich selbst, denn er war ja schließlich kein grüner Junge mehr, sondern ein Mann, der mehr als einmal um Kap Horn gefahren war. Er kannte braune Mädchen, schwarze und gelbe und hatte keinerlei Scheu vor ihnen gehabt, nur vor Diederike Mews wagte er nicht zu sprechen.

Wenn er nach einem solchen Spaziergang zum Hafen hinkam, fragten dann wohl seine Freunde hinterhältig: „Nun, hat sie dich heute beachtet?" Jan war beim ersten Mal das Blut zu Kopf gestiegen. Aber er fragte nur gleichmütig: „Wer?" Die Burschen lachten unbändig. Es machte ihnen Spaß, diesen überheblichen Jan einmal klein und bescheiden zu sehen. Natürlich tat Jan von nun an, als ob es keine Diederike auf der Welt gäbe. Aber Jan tat etwas, was er bisher nicht getan hatte. Er ging stets, wenn er vom Fang kam und die Fische abgeliefert waren, mit dem dafür erlösten Geld in den „Schwarzen Walfisch", setzte sich mit einer Schar Müßiggänger zusammen und erzählte tolle Stücke von seinen Reisen um die Welt. Er setzte geradezu einen krankhaften Ehrgeiz darein, alle an Abenteuern zu übertrumpfen, er fand, daß es nötiger sei, um weniger dann an Jan Veen denken zu müssen, der wie ein kleiner Junge vor einem Mädchen errötete. Manchmal fand er hinterher den Mut, an Diederikes Gartenzaun vorbeizugehen, die Hand lässig an die blaue Schiffermütze zu heben und mit lauter, gröhlender Stimme einen Gruß herüber zu rufen.

Es war kaum zu glauben, wie ihn das Mädel herunterbrachte. Er fluchte oft leise in sich hinein, wenn er nicht ganz nüchtern war, und sah bleich und verbissen aus, wenn sein Rausch verflog. Die Leute im Ort fingen an darüber zu reden, die alten weiblichen und männlichen Klatschbasen regten sich über sein Betragen auf, die Burschen stichelten auf ihn und die Mädchen auf Diederike, denn sie waren ganz und gar nicht damit zufrieden, daß der hübsche, lustige Jan einem Mädchen nachlief, das ganz anders war, als sie selber, nicht laut, nicht lustig, nicht drall, sondern still, behutsam, immer etwas fern, als stamme sie nicht aus dem Dorf, obwohl sie des Lotsen Mews Tochter war.

Es war nicht festzustellen, ob sie wußte, wie es Jan Veen trieb. Ihre einzige Freundin Anna, die einen kleinen Laden mit Andenken, Spitzen und Handarbeiten betrieb, kam manchmal des Abends herüber und erzählte davon. Aber sie konnte nicht feststellen, ob Diederike wirklich zuhörte. Sie tat so ruhig und band ordentliche Sträuße aus Studentenblumen, Stiefmütterchen und Jungfer im Grünen zusammen, die der Junge des Reeders Teerling bekam, um sie auf die Tische des Ausflugsdampfers zu stellen.

An einem Sonntagnachmittag kam Jan Veen mit Freunden an Diederikes Garten vorbei. Sie arbeitete heute nicht, sie ging mit untergeschlagenen Armen auf den sauberen Kieswegen spazieren und betrachtete ihre Blumen. Sie hatte ein rotes, seidenes Tuch um die Schultern geschlagen, denn es war etwas kühl und ihre hellen Haare besaßen einen geradezu königlichen Glanz in der Sonne, die vom Meer in Millionen Funken zurückgeworfen wurde.

Die Freunde, die Jan bei sich hatte, waren nicht mehr die alten. Alle hatten sich von dem wilden Jan zurückgezogen, es war eine Rotte übler Parasiten unter Jans Gefolge, die es darauf abgesehen hatten, auf die Kosten des spendablen Fischers zu trinken, um hinterher Schlechtes über ihn zu reden.

Die Gesellschaft bot unter dem herrlichen Himmel an dem festlichen Tag kein gutes Bild. Ihre Gesichter waren fahl von der Stubenluft und rotgedunsen von Trunk. Sie sahen staubig aus von Rauch und Tabakasche, ihre Schuhe waren schmutzig vom vorigen Tag, denn sie hatten die ganze Nacht hindurch getanzt und getrunken.

Diederike sah die lärmende Gruppe herannahen. Sie blieb mitten im Garten stehen und blickte den Leuten entgegen. Jan war an der Spitze, er sah nicht ganz so verwildert aus wie die anderen Kumpane, er hatte noch etwas Haltung und sein gutes Aussehen ließ ihn nüchterner erscheinen als er war.

Obwohl er mit Absicht an Diederikes Garten vorbei gewollt hatte, wäre er jetzt gerne umgekehrt, als er sie so hoch aufgerichtet und anzusehen wie ein Marmorbild inmitten der Blumen stehen sah. Aber er ging trotzig weiter, da seine Begleitung grinsende Blicke auf ihn heftete. Als er angelangt war, stand er still, schwenkte die Mütze und rief, während er hin und her schwankte: „Guten Tag, Königin Diederike. Hier ist Jan Veen, der zweimal um die Welt gesegelt ist, um dich zu begrüßen!"

Als Diederike stumm blieb, faßte er nach dem Staket, um sich etwas Halt zu geben und rief: „Gib mir Blumen und einen Kuß, das gehört sich für den Empfang eines Weltumseglers."

Diederike blickte ihn immer noch stumm an. Wären seine Augen nicht so verschleiert gewesen, hätte er sehen können, daß sie grenzenlos traurig aussah. Jan begann über den Zaun zu klettern. Er stampfte über die Blumenbeete fort und steuerte auf sie zu, die ihm ruhig entgegensah. Als er nur noch ein paar Schritte entfernt war, sagte sie leise: „Du tust mir leid, Jan Veen!"

Jan Veen begann zu zittern. Sein Fuß verfing sich im Gestrüpp der Blumen und stolpernd fiel er der Länge nach in ein Beet mit gelben Primeln, die unter seiner Wucht zerbrochen umsanken und starben. Die Burschen am Zaun brachen in ein lautes Gelächter aus. Als Jan Veen sich nach einer ganzen Weile aufgerafft hatte, war Diederike fort. Er ging mit gesenktem Kopf durch die Gartenpforte zurück, taumelte wortlos den Burschen voran und führte die ganze Rotte zurück in den „Schwarzen Walfisch".

Es war schon Nacht, als Anna plötzlich in Diederikes Zimmer trat. Es war dunkel im Raum, Diederike erhob sich von einem Stuhl am Fenster, von dem sie aufs Meer hinaus gesehen hatte.

„Diederike!" rief Anna und rang die Hände. „Jan Veen ist verunglückt, vielleicht stirbt er, ich weiß es nicht —", sie sah die Freundin mit weitaufgerissenen Augen an. Diederike tastete nach einem Halt, sie lehnte sich an den Tisch, wo ein Busch der gelben Primeln stand, die durch Jan Veens Sturz abgebrochen waren.

„Dierk und er haben eine Wette gemacht, wer von außen den Leuchtturm hochklettern könnte. Jan stieg zuerst hinauf; als er an dem ersten Absatz war, verlor er den Halt und stürzte herunter."

Diederike riß ein Tuch vom Kleiderhaken und fragte: „Wo liegt er?"

„Sie haben ihn zu Doktor Drews gebracht", sagte Anna.

Diederike war schon aus der Tür. Sie lief durch den Garten, der eine Flut von zarten Düften zum sternklaren Himmel sandte, sie rannte durch die stillen, menschenleeren Straßen, über das holprige Kopfsteinpflaster, an den Fensterscheiben vorbei, hinter denen die Schiffsanker wie Fangarme riesiger Tintenfische schimmerten.

Diederike teilte die Menge mit hastigen Armen. „Diederike Mews", flüsterten die Leute verwundert, als sie in die Tür trat.

Der Doktor kam ihr entgegen, wie um Besucher abzuwehren; als er Diederike erkannte, trat er erstaunt zurück. „Lebt er?" fragte Diederike atemlos und umklammerte den Arm des Doktors.

„Ja, er lebt", sagte der Doktor — er machte eine kurze Pause: „aber ein Bein ist hin!"

Sie stieß den Atem zischend durch die Zähne. „Also, er lebt", sagte sie befreit. Das Blut sauste ihr so in den Ohren, daß sie sich einen Augenblick am Türpfosten festhielt. „Kann ich ihn sehen?" fragte sie dann.

Der Arzt zögerte. „Es ist sehr wichtig für ihn — für uns beide", sagte Diederike. Da öffnete er die Tür zum Nebenzimmer und ließ sie ein.

Jan lag zwischen Bettüchern, die nicht weißer waren, als sein Gesicht. Als er ein Geräusch hörte, schlug er die Augen auf. Er erkannte Diederike und wandte den Kopf zur Seite, als könne er ihren Anblick nicht ertragen. Sie kniete an seinem Lager nieder und stützte sanft seinen Kopf und bettete ihn an ihre Brust. Der Arzt ging hinaus und schloß die Tür hinter sich. „Bleiben Sie, Doktor Drews", rief Diederike, „ich möchte gern, daß einer dabei ist, wenn ich Jan sage, daß wir heiraten wollen, sobald er wieder gesund ist und ich möchte auch, daß Sie es den Leuten draußen sagen."

Jan machte eine Bewegung, aber seine Verbände hinderten ihn. „Ich bin ein Krüppel, Diederike", sagte er schwach.

„Ich habe dich immer geliebt, Jan Veen", sagte Diederike und legte ihren Kopf neben den seinen.

Der Arzt verließ auf Zehenspitzen das Zimmer.

Der gelehrte Diener

Eine Karl-Peters-Anekdote . . .

Der deutsche Afrikaforscher und Gründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika nahm einmal einen Neger namens Kalumba in seine Dienste, der ihm das Haus besorgte und Botengänge übernahm. Da Kalumba die Befehle seines weißen Herrn anfangs jedoch zu wörtlich nahm und allzu sklavisch ausführte, gab Peters ihm eine ausführliche Instruktion.

„Hör zu, Kalumba!" sagte er. „Ein guter Diener muß selbst denken können und bei jedem Befehl auch alle Folgen bedenken, die damit verbunden sind. Er muß seinem Herrn überflüssige Worte ersparen. Wenn ich z. B. sage: Kalumba, ich möchte essen! — dann darfst du nicht bloß Essen bereiten und herbringen, du mußt auch das Tischtuch aufdecken, Teller und Besteck holen, den Wein herbringen und nachdenken, was sonst noch dazu nötig ist!"

So fuhr Peters fort, seinem Diener die Notwendigkeit selbständigen Ueberlegens und Handelns klarzumachen, und Kalumba sagte schließlich freudestrahlend:

„Jawohl, Massa, Kalumba hat alles verstanden."

Einige Tage später erkrankte Peters an einer Halsentzündung. Es war keineswegs gefährlich, da sich aber die Entzündung nicht besserte, schickte er Kalumba zum Arzt.

Der Diener ging, aber es dauerte sehr lange, bis er wiederkam. In seiner Gesellschaft befanden sich fünf Männer, unter ihnen der Arzt.

Peters betrachtete erstaunt die Besucher, die mit bedenklichen Mienen auf sein Bett blickten.

„Was ist denn los, Kalumba?" fragte er den Schwarzen. „Ich habe dir doch nur befohlen, den Herrn Doktor zu holen."

„Ja, Massa, aber ich habe selbst nachgedacht und mir die Folgen überlegt, und da habe ich gleich noch den Leichenbestatter, den Totengräber, den Pfarrer und den Notar mitgebracht . . ."

Carl Peters war nahe daran, den pflichtgetreuen Kalumba zum Teufel zu jagen. Aber die stolze Miene des Negers, der sich viel auf sein selbständiges und vorausschauendes Handeln einbildete, rührte ihn, und er nahm die ganze Sache mit seinen Gästen von der scherzhaften Seite. Künftig aber mußte sich Kalumba blindlings nach den Befehlen seines Herrn richten . . .

Heideblüten

H. Budde-Stade

Rot ist die Heide erblüht.

Violett schwingen sich die Hügelumrisse ins Weite. Immen summen vom Zaun eifrig über as Leuchten hin.

Die alte Kleffers mit dem scharfen Blick bückt sich ins blühende Heidekraut. Sie murmelt vor sich hin. Gestern hat sie die Eige gesehen. Die stand am Loh und schaute unverwandt über die wellige Fläche. Bleich war das Mädel. Hatte viel Leides. Die Augen waren nur noch von Tränen blank. „Muß anders werden", murmelt die alte Kleffers und rupft und zurrt an den Heidestruppen.

Sie kennt die Welt, die Alte. Hart ist ihr Antlitz. Sie gehört zu denen, die ohne viel Wissen weise werden. Sie lenkt auch Menschenwege, heißt es. Manche nennen sie eine Hexe.

Sie spinnt ihren Faden. Der reicht bis zur Stadt.

Bis dahin, wo sie vom Heideglück kaum etwas ahnen. Wo sie nur sagen: ach ja, jetzt blüht ja auch wieder die Heide. Oder wo sie sich nicht einmal daran erinnern, daß es rosenrot glühende Flächen gibt.

Jost Horstmann sitzt im Sonnenschein auf dem Rasen. Er hat die Hobelbank in die Werkstatt getragen und schaut eben zu den Apfelbäumen mit ihrer reifenden Tracht empor. Einige Werkzeuge hat er neben sich liegen. Er reinigt sie und pfeift ein Lied dabei. Wie Elli, das Meistertöchterlein, vorübergeht, verstummt sein frohes Gepfeife.

Er hat es gut getroffen beim Meister Noodt. Das war noch einer, der Wertarbeit schätzte. Er hatte auch die Kundschaft danach. Bei ihm konnte Jost die Schubladen zinken und ineinanderefügen wie er es beim Vater gelernt. Da wurde nichts mit Nägeln grob zusammengeschlagen. Meister Noodt war einer vom guten Schlage, der das Handwerk ein Werk der Hände sein und bleiben ließ. Und manches Möbelstück durfte Jost mit seinen Schnitzereien zieren oder mit sorglich ausgetüftelten Einlagen aus fremden Hölzern. Es war schon eine Lust, hier zu arbeiten.

Nur Elli vergällt ihm die Tage. Sie ist hübsch, keck und immer lustig. Aber sie hält ihn feilab. Und soviel er wirbt, die Meistertochter beachtet es nicht. Ist sie stolz? Nein, sie will von dem Jost, den doch der Vater über alles Band lobt, nichts wissen. Hat Jost nicht vor kurzem in den Apfelbaum geschnitzt eine verräterische Inschrift gefunden? Es war ein E, zu dessen oberer Hälfte ein kleiner geschnittenes —lli gehörte, während an die untere Hälfte das — du gefügt war. Elli liebte den Nachbarssohn: Eduard, das war erwiesen!

Jost Horstmann fühlte sich schmählich getäuscht. Er hatte ihr zum Geburtstage ein Bildnis geschenkt; ihren Kopf, in wunderfein gemasertes Birkenholz geschnitzt. Sie wurde rot, dankte verlegen, wandte sich ab. Das Blut pulst in Jost auf, wenn er daran denkt.

Er wirft die Werkzeuge zusammen und rennt auf die Straße. Klaren Kopf will er haben. Und er kommt zu dem Entschluß, morgen in aller Ruhe mit Eduard Prasch zu sprechen. Und dann mit Elli. In aller Ruhe. Und wenn es noch so schwer wird.

Er kehrt zurück. Setzt sich mit Noodts an den Tisch. Niemand sieht ihm an, daß er innerlich kämpft. Daß er uneins ist, wenn er Elli ansieht: etwas zwingt ihn, sofort ganz offen zu sprechen, aber ein anderes rät ihm, standhaft zu schweigen, bis morgen . . .

Da sagt die Hausfrau, ein Paket sei heute nachmittag gekommen für ihn, Jost Horstmann. Er wäre gerade bei Oellerfen gewesen.

Ein Paket? Von wem denn? Ob die Eltern — —

Er möge nur hinaufgehen, sagt Frau Noodt und lächelt, weil Jost so unbeholfen wirkt. Und mit kauenden Backen geht Jost nach oben auf sein Zimmer.

Da liegt das Paket. Rohes Packpapier, Bindfaden darum. Kein Absender. Auch nicht auf dem gelben Abschnitt. Schwer ist es auch nicht. Und Jost löst den Faden. Wickelt das Packpapier ab. Oeffnet einen Karton. Da liegt blühende Heide vor ihm, duftend nach Wald und Sonne . . . Ein Spinnlein hat Fäden hindurchgezogen.

Die Heide blüht, sagt Jost versonnen. Er legt die Krautstruppen mit ihren Blütenglocken vor sich hin, nimmt sie in seine Hände und besieht sie.

Und die Gedanken reihen Bild an Bild. Er sieht das Heidedorf, ein Häuslein darin, in dessen Garten das Blühen jahrüber nicht aufhören will. Er sieht Meister Holterkamp, wie er ihm mit Tränen den Abschied gab, weil er keine Arbeit mehr für den guten Gesellen hatte. Er sieht Eige, die schöne Eige, lebensstark und gutherzig, rotwangig und blauäugig. Sie strich sich das Blondhaar aus der Stirn und sah ihn an, damals, als es davonzuziehen galt. Sie sagte nichts, und er konnte sein Lebewohl kaum flüstern.

Denn sie beide hatten in der Erinnerung ihre Abendstunden, die sie gemeinsam im Heideraum hingebracht. Da war eine frohe Stunde voll Lachens, zu der die Dornschnecke den Fall von Regentropfen vortäuschte. Da waren Stunden voll Schweigens, voll friedlichen Aneinanderlehnens auf den gleichmütig geschichteten Findlingsblöcken zwischen Bärenklau und Riesenwacholdern. Ist das alles wahr gewesen? Konnte das alles versinken?

Er hatte nichts von dort empfangen. Hatte auch nichts nach dort gesandt. Oder doch? Ja, er hatte einen Schaber vergessen und darum gebeten, ihn hierher nachzusenden. Das Gerät traf richtig ein, das Schreiben des alten Holterkamp war unbeholfen, nüchtern; kein Wort von Eige dabei.

Seltsam, wie nun die Sehnsucht wächst. Aus dem Duft des Heidekrauts steigt sie, aus der Farbe der Erikazweiglein. Klein-Erika, mutterlose Prinzeß, wandelte einst schwierige Wege, um dem verzauberten Zwerglein die Wunderblume zu bringen, die ihn erlöste! Die Wunderblume der Heide. Kommt sie nun zu ihm, um ihn zu erlösen? Die Erika zu Jost Horstmann? Von Eige gesandt?

Jost öffnet das Fenster. Stellt ein irdnes Gefäß mit dem blühenden Heidekraut auf die Bank und sieht in den Himmel. Sinnt vor sich hin. So verspinnt er die ganze Nacht.

Am Morgen erbittet er sich einige Tage Urlaub. Nicht daß er den Dienst auffagen will. Nein, er hat nur etwas ins Reine zu bringen, was keinen Aufschub duldet. Und sein Herz sagt dazu: Die Heide blüht! — und hüpft vor Freude.

Am Abend schon sieht er die Heide. Ueppig ist sie aufgeblüht. Sie, die ihn rief aus der Stadt.

Und er wandert mit Eige hinaus zum Loh, wo am Rande die gelben Fackeln der Birken stehen, dahinter die dunklen Köpfe der Fuhren. Und sie gehen durch das violette Heidekraut bis zum Findling am Heidewall. Dort setzen sie sich. Alles ringsum schweigt. Hat den Atem angehalten. Nur aus dem Steinklee des trockenen Grundes hoppeln Karnickel hervor.

Die alte Frau, die hinter der Wacholdergruppe den einsamen Weg entlang geht und eine Kiepe voll Plaggen heimschleppt, sehen sie nicht, die jungen Leute. Sie könnten ihr listiges Lächeln auch nicht erkennen. Ja, Mutter Kleffers kennt den Zauber der Heide. Sie hat ihn erprobt.

Freude - Humor - Raten

Weiblicher Scharfsinn

Man war zusammen im Theater gewesen, hernach hatte Frau Müller ihre Freundin Irma und den Kriminalsekretär Dr. Schwert noch auf einen Mokka zu sich geladen. Nun saßen die beiden Gäste knapp nebeneinander in den breiten Lehnsesseln, während die Hausfrau den runden Tisch deckte.

„Eine Zigarette gefällig?" bot der Doktor den Damen an.

„Ausnahmsweise", meinte Fräulein Irma und griff zu. Auch Frau Müller nahm eine Zigarette, legte sie aber neben ihre Tasse, um sie später beim Mokka zu rauchen.

„Die weibliche Beobachtungsgabe ist im allgemeinen ausgezeichnet", nahm der Doktor das eben unterbrochene Thema wieder auf, „aber es mangelt der Frau an der Logik und dem Kombinationstalent des Mannes, weshalb sie auch nie für den Beruf des Kriminalisten geeignet sein werden."

„Sagen Sie das nicht, Doktor", entgegnete lächelnd Frau Müller. „Der weibliche Scharfsinn und Instinkt vermag oft mehr zu entschleiern als alle Logik und Kombinationsgabe des Mannes. Aber jetzt müßt ihr mich einen Augenblick entschuldigen, das Wasser wird eben kochen." Damit verließ die Hausfrau das Zimmer, um in der Küche den Mokka aufzugießen.

Nach wenigen Minuten kehrte Frau Müller mit der Kaffeekanne zurück.

„Gnädige Frau", rief ihr der Doktor in komischer Verzweiflung entgegen, „wir haben eben etwas angestellt!" Damit hielt er mit beiden Händen den Aschenbecher, in dem noch die Reste von zwei Zigaretten verrauchten.

„Na, wartet nur!" drohte lächelnd die Hausfrau, gab dem Doktor einen leichten Klaps auf die Hand und schob den Aschenbecher zur Seite, so daß ein in das Tischtuch gebranntes Loch zum Vorschein kam. „Und wer von euch beiden ist der Sünder?"

„Ich nicht!" rief Fräulein Irma.

„Ich auch nicht!" beteuerte der Doktor. „Wie wäre es, wenn man Ihren weiblichen Scharfsinn auf die Probe stellen würde, gnädige Frau?"

„Lieber nicht!"

„Doch!" beharrte der Kriminalsekretär. „Jetzt müssen Sie den Täter feststellen."

„Schön", sagte Frau Müller und zündete sich die Zigarette an, „Aber nachdem Sie mich herausgefordert haben, dürfen Sie auch keine Schonung erwarten. Ich werde versuchen, den Fall zu rekonstruieren." Die Hausfrau beugte sich über den Tisch und betrachtete aufmerksam den Brandfleck."

„Das Loch befindet sich gerade zwischen Ihnen und Irma", begann Frau Müller die Untersuchung. „Das Tischtuch ist vollkommen durchgebrannt, so daß die brennende Zigarette längere Zeit darauf gelegen sein muß. Ich schließe daraus, daß sie vorher schon eine Weile auf dem Aschenbecher gelegen hat und dort soweit herunterbrannte, bis sie auf der äußeren Seite leichter wurde, das Gleichgewicht verlor und auf das Tischtuch fiel."

„Fabelhaft!" spöttelte der Doktor. „Nun bin ich neugierig, ob sie auch den Täter herausfinden."

„Ich werde noch viel mehr herausfinden", fuhr die Hausfrau fort. „Also: die Zigarette fiel auf das Tischtuch und brannte dort in aller Ruhe ein Loch. Niemand hinderte sie daran. Und warum? Jetzt werde ich rekonstruieren, bis Ihnen die Augen übergehen. Jemand legte die Zigarette auf den Aschenbecher, weil er beide Hände frei haben wollte. Dann neigte er sich nach rechts hinüber, faßte mit beiden Händen seine schöne Nachbarin, zog die sich Sträubende mit brutaler Männergewalt an sich und küßte sie so lange, bis —"

„Ach!" schrie Irma, die ganz rot geworden war, und verbarg lachend das Gesicht.

„Halt!" rief gleichzeitig der Doktor. „Ich gebe mich geschlagen; Sie sind geradezu unheimlich, gnädige Frau. Es stimmt soweit, ich habe mich mit Irma verlobt."

Herzliche Glückwünsche, aufrichtige Freude. Frau Müller holte gleich eine Likörflasche und Gläschen aus dem Schrank, die Sache mußte gefeiert werden.

„Um nochmals auf Ihr Detektivtalent zurückzukommen", sagte später der Doktor, „wieso wußten Sie, daß gerade meine Zigarette das Loch in das Tischtuch brannte? Es hätte ja ebensogut die von Irma sein können!"

„Weil Sie, kaum daß ich hinausgegangen war, die Zigarette von der rechten Hand in die linke gaben und sie dann erst auf den Aschenbecher legten, während Irma die ihre in der Hand behielt."

„Donnerwetter! Das stimmt!" rief der Doktor begeistert aus. „Ich bewundere Ihren Scharfsinn, gnädige Frau, der schon an Hellsichtigkeit grenzt. Ich muß gestehen, kein Kriminalbeamter der Welt hätte aus dem ins Tischtuch gebrannten Loch so verblüffend richtige Schlußfolgerungen zu ziehen vermocht!"

„Doch!" entgegnete Frau Müller bescheiden. „Er hätte nur durchs Schlüsselloch zu schauen brauchen!"

Piesecke ist gründlich . . .

Von Hans Langkow

Unser Freund Piesecke ist gründlich, sehr gründlich. Besonders, was die Fehler der anderen betrifft. Da würde er lieber den Hals brechen, als den Mund halten. Er muß sich eben aussprechen in dieser Beziehung.

Neulich fährt Piesecke mit der Straßenbahn. Er hat einen Teilstrecken-Fahrschein genommen. Neben ihm sitzt ein junger Mann. Der trägt zu einem dunklen Anzug einen gelben Schlips. Und Piesecke setzt ihm ganz gründlich auseinander, daß das gegen jede Harmonie und gegen jede Mode ist.

Den jungen Mann freut das weniger. Er fand sich jedenfalls sehr schön. Aber Piesecke redet so gründlich auf ihn ein, daß der Unglückliche an der nächsten Haltestelle aussteigt, um nach Hause zu fahren und sich umzuziehen.

Piesecke triumphiert. Seine Gründlichkeit, seine Ueberzeugungskraft haben wieder einmal gesiegt! Leider teilt der Schaffner nicht diese Ansicht über die Gründlichkeit des Herrn Piesecke. Er hält ihn ausgesprochen für einen windigen Burschen.

Denn Piesecke hat natürlich im Eifer des Gefechts um die Modefrage des gelben Schlipses seine Teilstrecke längst hinter sich.

Der Schaffner kommt und sieht Piesecke dräuend an. Den scheint das nicht zu genieren. Er fühlt sich tatsächlich unschuldig, denn seine Gedanken sind noch bei dem gelben Schlips.

Jetzt tippt ihn der Schaffner auf die Schulter. „Sie, Ihr Fahrschein ist abgelaufen! Sie müssen jetzt aussteigen oder nachzahlen!"

Piesecke erkennt, daß der Mann recht hat. Er erhebt sich und steigt an der nächsten Haltestelle ab.

Gerade will er weitergehen, da fällt ihm etwas ein. Mein Gott, der Schaffner, der Schaffner, der Schaffner hat doch da — das muß unbedingt geklärt werden. Die ganze Straßenbahngesellschaft ist blamiert, wenn ihre Schaffner derartige Fehler zeigen!

Er dreht sich um und eilt auf die Straßenbahn zu. Doch die ist gerade wieder in Bewegung. Piesecke, fest entschlossen, ein gutes Werk zu tun, einen Fehler zu berichtigen, Gründlichkeit zu zeigen, läuft hinterher! Leute bleiben stehen und sehen diesem seltsamen Wettlauf zu. Ein Schupo setzt sich in Bewegung und spurtet mit.

Endlich ist Piesecke neben der Straßenbahn.

„Hebehe, Schaffner — —" brüllt er.

Der Schaffner ist nicht taubstumm. Sonst könnte er nicht Schaffner sein. Er zieht die Klingel.

Doch ehe die Bahn noch hält, ist Piesecke schon aufgesprungen.

„Nanu!" sagt der Schaffner. „Wollen Sie doch noch weiter mit?"

Piesecke schüttelt den Kopf und japst nach Luft.

„Nein — nein — ich wollte — ich muß Sie bloß noch darauf aufmerksam machen, daß es ein logischer und sprachlicher Fehler von Ihnen war, zu sagen: Der Fahrschein ist abgelaufen, — es muß heißen: der Fahrschein ist abgefahren!"

Sprachs und sprang von der Straßenbahn, gerade dem Schupo in die Arme.

Der schrieb ihn wegen Behinderung des Verkehrs und Springens von und auf eine fahrende Straßenbahn auf. Der Schupo war eben auch gründlich.

Piesecke ist mit seinen gründlichen Belehrungen seitdem etwas vorsichtiger geworden.

Von Dichtern

Boshafter Dichter im Kleinstaat

Der norwegische Dichter Björn Björnson befand sich einmal am Hof des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, der selbst als Regisseur im Hoftheater mitwirkte.

Eines Tages kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Herzog und dem Dichter, der seine Dramen nicht richtig aufgeführt fand. Nach einer erregten Auseinandersetzung verwandelte sich der Regisseur unvermittelt in den Herzog und rief mit scharfer Stimme: „Herr Björnson, Sie werden in 24 Stunden mein Land verlassen!"

Der Dichter verbeugte sich und entgegnete: „In einer halben Stunde, Hoheit; ich besitze nämlich ein Fahrrad!"

*

Guter Rat

Zu einem bekannten Dichter kam ein junger Poet. Er trug ein dünnes Bändchen kleiner Gedichte unter dem Arm, die er dem großen „Bruder in Apoll" vorlegte, und ihn bat, sein Urteil darüber zu sagen. „Ich habe sie im Rausch geschaffen!" sagte er in feierlichem Ton.

Der Dichter las. Hin und wieder wiegte er den Kopf, zuckte mit den Achseln und gab dem Dichterling schließlich den wohlmeinenden Rat: „Werden Sie Alkoholgegner!"

Humor des Auslandes . . .

Die Börse

„Wie war heute die Börse?"

„Ruhig."

„Sehr ruhig?"

„So ruhig, daß man die Kurse abbröckeln hört." (Tits Bits)

Die Stimme

Klemm hat geklaut.

Klemm steht vor dem Richter.

„Sagte Ihnen die Stimme Ihres Gewissens nicht, daß es Unrecht sei?"

Klemm knurrte:

„Herr Richter, wenn man alles hören wollte, was man so hört!" (Judge)

Altes Sprichwort

Sie: „Mein Herr — eine Frau ist immer so alt, wie sie sich fühlt!"

Er: „Ha — aber eine Frau fühlt sich nie so alt, wie sie ist!" (Rire)

China

„Wie hat es Ihnen in China gefallen, Kitty?"

„Nicht sonderlich. Alle Menschen sehen einen dort mit schiefen Augen an." (Humour)

Werbung

Willi warb um Wally.

„Ich wäre so selig —"

„Wann, Herr Willi?"

„Wenn Sie mein Los mit mir teilen möchten!"

Wally strahlte:

„Wieviel haben Sie denn gewonnen?"

(Dimanche illustré)

Kreislauf der Dinge

Huschel hatte ein Haus.

„Ich habe mein Haus verkauft."

„Warum, Huschel?"

„Als Hauswirt muß man sich immer über di. Mieter ärgern."

„Und jetzt?"

„Jetzt muß ich mich als Mieter über den Hauswirt ärgern." (Life)

Devisen

„Wieviel Geld kann ich für eine Auslandsreise vom Staat bekommen?"

„Fünfhundert Mark."

„Und darüber?"

„Fünf Jahre Gefängnis." (Gringoire)

Vorsichtig ausgedrückt

„Dort drüben steht mein Schneider. Ich möchte ihn nicht treffen."

„Warum?"

„Er ist mir seit einem Jahr die Quittung für meinen letzten Anzug schuldig."

Das Steckenpferd

Zu Cambridge, an der philosophischen Fakultät, wollte sich unlängst ein junger Privatgelehrter habilitieren mit einer Arbeit über die Steckenpferde der Klassiker. Es war ein profundes Werk, das Resultat langer mühevoller Arbeitsjahre in Bibliotheken und Museen; an die dreihundert Seiten stark, mit vielen Fußnoten und Quellenangaben, eine richtige Fleiß- und Schweißarbeit.

Der junge Gelehrte verfügte über weitreichende Beziehungen, und diese machten es möglich, daß er sein Werk George Bernard Shaw persönlich überreichen durfte. Der Dichter versprach es zu lesen und dem Autor seine Meinung darüber zu schreiben.

Nach sechs Wochen langte ein Brief von George Bernard Shaw in Cambridge an, des Inhalts:

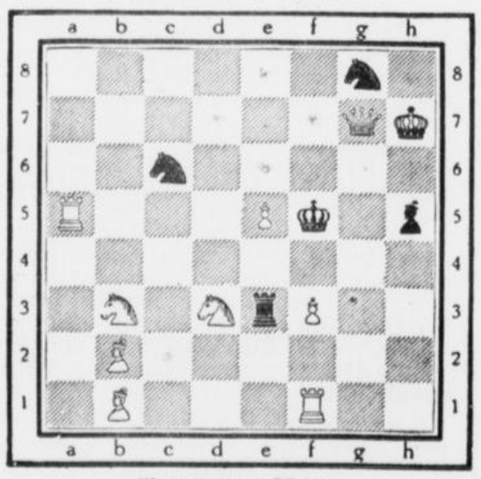
„Sehr geehrter Herr!

Ich habe Ihre Arbeit mit großem Gewinn gelesen. Ich weiß jetzt, daß einer ein Sonntagsreiter auch auf dem Steckenpferd sein kann."

Schach

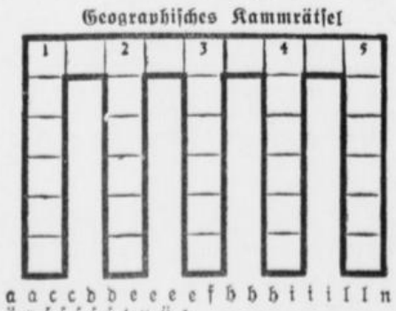
Schachaufgabe von C. Mansfield

„Il Problema", 1933



Matt in zwei Zügen

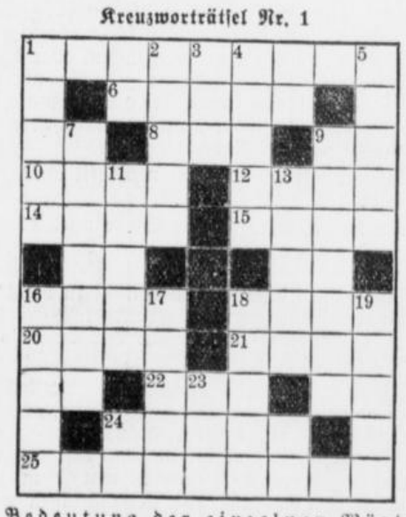
Geographisches Kammrätsel



a a c c d d e e e e f h h h i i i l l n n n o ö r s s s s s t u ü s

Vorstehende Buchstaben sind derart in die Figur einzusetzen, daß die senkrechten Wörter folgende Bedeutung haben: 1. Stadt am Bodensee, 2. Nebenfluß der Oder, 3. Stadt im Schwarzwald, 4. Stadt am Main, 5. Kurort in den Bayrischen Alpen. — Nach Einsetzung der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte ein Königsschloß im Allgäu.

Kreuzworträtsel Nr. 1



Bedeutung der einzelnen Wörter

a) von links nach rechts: 1 Tonkünstlervereinigung, 6 mittelalterlicher Rechtsbegriff, 8 Gewässer, 10 griechische Landschaft, 12 erdgeschichtlicher Zeitraum, 14 Form der Darlegung, 15 Fabrikschornstein, 16 Vorfahrin, 18 Nebenfluß der Donau, 20 Augenkrankheit, 21 Gestalt aus der Walküre, 22 griechische Göttin, 24 größere Ansiedlung, 25 Oper von Verdi;

b) von oben nach unten: 1 Dargebrachtes, 2 Bewohner eines deutschen Landes, 3 Gemeinschaft, 4 religiöser Begriff, 5 völkerkundlicher Begriff, 7 niedere Pflanze, 9 Wasserfall, 11 germanische Göttin, 13 vorderasiatische Göttin, 16 Gartenblume, 17 Muse, 18 Ankerplatz, 19 Musikinstrument, 23 Teil des Gebirges. 4019

Kreuzworträtsel Nr. 2



Bedeutung der einzelnen Wörter

a) von links nach rechts: 1 Esseneinnahme, 4 hinterlegter Gegenstand, 8 hinterindisches Gebiet, 10 spanischer Staatsmann und Feldherr, 11 Wundmal, 13 Raubvogel, 15 weiblicher Vorname, 16 Stadt in Südfrankreich, 17 Wasserpflanze, 18 Dichtungsmittel;

b) von oben nach unten: 1 Kuchenzutat, 2 Gestalt aus der nordischen Mythologie, 3 Stadt in der Rheinpfalz, 5 industrieller Betrieb, 6 Getränk, 7 gemusterter Stoff, 9 Bezeichnung beim Sportspiel, 12 Hirschtier, 13 musikalischer Begriff, 14 Getränk. 40222

Bilderrätsel



Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe von Karl Kubbel

1. c2—c4+, Ka4×a5. Auf Ka3 folgt 2. Da1+, Kb3; 3. Dc3+, Ka2; 4. Lb4. 2. Dd1—b3, Dg8—f7+. Auf Ka6 folgt 3. Da2+, Kb6; 4. c5+ mit Damengewinn. 3. Kf3—e2, Df7—b5+; 4. g2—g4!!, Db5×g4+; 5. Ke2—f1!, Ka5—a6; 6. Db3—a4+, Ka6—b6, 7. c4—c5+ mit Damengewinn. In einer Variante wird die schwarze Dame auf der Diagonale, in der zweiten durch die raffinierte Hinlenkung g4! auf der vierten Horizontalen abgefangen. Ein wahres Kunstwerk!

Silbenrätsel

1. Karfreitag, 2. Lorbeer, 3. Echo, 4. Impuls, 5. Nautilus, 6. Euterpe, 7. Kritik, 8. Irawadi, 9. Nornen, 10. Daland, 11. Ebene, 12. Rüster, Kartograph, 14. Oboe, 15. Pfarrer, 16. Faulpelz, 17. Warnow, 18. Endivie, 19. Hemmschuh. — „Kleine Kinder Kopfweh, große Kinder Herzweh."

Kreuzworträtsel

a) 2 Garde, 6 Beethoven, 9 Sir, 10 Alk, 11 Ina, 13 Neid, 15 Lear, 17 Duell, 18 Lohn, 20 Emil, 23 Ahr, 25 Lee, 27 Mai, 28 Immelmann, 29 Sedan; — b) 1 Ibsen, 2 Ger, 3 Rhin, 4 Eva, 5 Anker, 7 Eibe, 8 Elba, 11 Iduna, 12 Aller, 14 Ith, 16 Elm, 18 Lilie, 19 Odem, 21 Iwan, 22 Leine, 24 Held, 26 Ems, 27 Man.

Zitat-Versteckrätsel

„Mußt nicht stets mit trübem Sinn nur an morgen denken; jeder Tag sei dir Gewinn, den die Götter schenken." Horaz.

Kammrätsel

1. Victoria, 2. Lausanne, 3. Augustus, 4. Fermente, 5. Berolina, 6. Romantik. — Waagerechte Reihe: Vulkanfiber.

Besuchskartenrätsel

Leichtathletik

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

Urheberrechtsschutz durch Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

8

Es war Hanns Heidbrink doch ein wenig unbehaglich zumute, als er auf seinem Fahrrade dem Dorfe zufuhr und dabei an Margrets traurige Augen dachte. Er hätte doch daheim bleiben sollen! Verdient hätte sie es schon, seine liebe, tapfere, kleine Frau. Aber das war nun mal so! Erstens gab er einen einmal gefaßten Gedanken nicht gern wieder auf, zweitens traf er Franz Bremer ja wirklich jetzt am besten daheim und drittens, ja drittens hatte er große Lust verspürt, in vergnügter Gesellschaft einmal ein paar Glas Bier zu trinken und die täglichen Sorgen und Plagen für einige Stunden zu vergessen.

Franz Bremer war Junggeselle und bewohnte ein Zimmer in dem in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Gasthof Schlüter. Hier, bei Schlüter, war immer etwas los. Reisende übernachteten dort, Händler gaben sich ein Stelldichein und auch sonst — aus Dorf und Umgegend — hatte der Gasthof großen Zuzug. Hanns Heidbrink war früher auch oft dort gewesen.

Als er vor der Wirtschaft vom Rade sprang, trat Bremer gerade aus der Tür.

„Ach, kiek es, Hanns? Wolltest du uns besuchen?" rief er vergnügt.

„Ja, ich wollte zu dir. Aber du willst wohl aus?"

„Och, das hat Zeit. Komm man herein, Junge. Bist lange nicht mehr dagewesen."

Bremers rundes Vollmondgesicht strahlte, und seine gutmütigen blauen Augen lachten Hanns treuherzig an. Diesen Augen verdankte er ein gut Teil seines geschäftlichen Erfolges. Mit genau demselben treuherzig-offenen Blick wie eben Hanns sah er auch die Landwirte an, wenn er ihnen versicherte, daß er ihnen für ein Stück Vieh den äußersten Preis bezahle, ja, selber schon nichts mehr daran verdiene. Dabei verfügte er über eine fabelhafte Redegewandtheit. Er war nicht aus hiesiger Gegend gebürtig, hatte aber in seinem Verkehr mit den Landleuten viel von dem landläufigen Plattdeutsch aufgeschnappt und es mit seinem Hochdeutsch vermischt, so daß er jetzt meistens ein überaus drolliges Kauderwelsch sprach. In Gesellschaft war er einfach unbezahlbar und Wirt Schlüter sah ihn gern unten in seiner Gaststube.

Franz Bremer handelte so ziemlich mit allem Vieh, mit Kühen, Kälbern, Schweinen und Ferkeln. Er kam in der ganzen Umgegend herum und war überall bekannt. So wußte er denn auch bald Rat, als Hanns ihm drinnen in seinem Zimmer auseinandersetzte, weshalb er gekommen sei. Am nächsten Morgen mußte er ohnehin nach B., dem etwa eine Stunde entfernt liegenden Kreisstädtchen, da wollte er sehen, was sich tun ließ. —

„Und nun komm her", meinte er dann, „ich gebe ein Glas Bier und einen alten Korn aus — zugunsten der notleidenden Landwirtschaft."

„Du brauchst gar nicht zu spotten, Franz, man hat es augenblicklich verdammt nicht leicht."

„Och, ihr Bauern, ihr klagt immer. Als vor einigen Jahren die Ferkel zwei Mark und die fetten Schweine neunzig Pfennig das Pfund kosteten, da habt ihr auch noch geklagt. Na, jetzt habt ihr sicher mehr Grund dazu. Aber dat glöw man, handeln macht jetzt auch keinen Spaß." — Bremer klopfte Hanns freundlich auf die Schulter. „Na, laß gut sein. Komm, wir trinken erst einen!"

Hanns zögerte einen Augenblick. Er wußte, wenn er mit hinein ging, dann würde es spät werden. Eigentlich hätte er ja jetzt auch nach Hause gehen können, Margret würde sich sicher freuen, wenn er sobald zurückkam. Aber Bremer hatte ihn schon untergefaßt und zog ihn mit sich fort.

Drinnen im Gastzimmer war schon allerhand Betrieb, als sie eintraten. Ein paar Händler, ein paar Reisende, einige Bauern aus der Umgegend und einige junge Handwerker aus dem Dorfe saßen um die mit rotgewürfelten Decken belegten Tische und schwatzten, rauchten und tranken. Bremers Erscheinen erhöhte — wie immer — die Stimmung. Er bestellte für sich und Hanns und begann sich sogleich an der Unterhaltung zu beteiligen. Nun ging es bald recht lebhaft zu, die Gläser wurden häufiger leer als vorher. Bremer erzählte Witze, Anekdoten und Erlebnisse, die er auf seinen Fahrten über Land gehabt hatte. Er verstand es dabei vorzüglich, die geschilderten Personen in Mienen und Gesten nachzuahmen. Seine Zuhörer kamen aus dem Lachen nicht heraus; eine Stunde löste die andere ab, und die Stimmung wurde immer ausgelassener.

Hanns lehnte in seiner Sofaecke, trank mit Behagen sein Bier und blies den Rauch seiner Zigarre in die Luft. Er ließ sich gern und willig von der allgemeinen Fröhlichkeit mit fortreißen. Herrgott ja, so ein paar Stunden in vergnügter Gesellschaft waren doch schön, und er war eigentlich ein rechter Hausnarr, daß er sich ein so harmloses Vergnügen nicht öfter gestattete. Hanns fand, daß er es mit seiner Bravheit seit seiner Hochzeit etwas zu weit getrieben hatte.

Da tönte plötzlich in seine Gedanken und in das Stimmengewirr ringsum Musik, schmeichelnde, prickelnde Tanzmusik. Sie kam aus dem Nebenzimmer, das im Bedarfsfalle auch von Gästen benutzt wurde und dessen Schiebetür jetzt geöffnet war. Der Lärm verstummte und alles lauschte der wunderbaren Musik.

„Was ist denn das?" fragte einer von den Gästen. „Das ist doch nicht dein alter Radioapparat, Schlüter?"

Der Wirt schüttelte lächelnd den Kopf, und statt seiner antwortete der Elektrotechniker Wolters, der sich auch unter den Gästen befand.

„Nein, das ist er nicht. Das veraltete Ding würde bestimmt nicht diese herrliche Musik liefern. Dies ist ein ganz neuer, verbesserter Apparat. Wunderbare Sache, sage ich euch. Diese herrliche, klare Wiedergabe — hört nur."

Er sagte in der Tat nicht zu viel und alle lauschten begeistert. Wolters hatte die Anlage gemacht und gab bereitwillig auf alle Fragen Auskunft.

„Son Dings müßtest du haben, Hanns," sagte Bremer. „Das wäre was für die langen Winterabende. Ich begreife überhaupt nicht, daß du kein Radio hast. Direkt rückständig ist das."

Hanns antwortete nicht gleich. Er wußte sehr gut, woran es lag, daß er, der fortschrittliche Heidbrink, nicht einmal eine Rundfunkanlage besaß. Vor Jahren hatte er sich als erster eine solche anschaffen wollen, aber da war ihm sein Nachbar Wellermann zuvorgekomen. Das hatte ihm den Spaß an der Sache verleidet. Er setzte stets seinen ganzen Ehrgeiz daran, als erster alle Neuerungen einzuführen, und wenn ihm einer zuvorkam, so traf das seinen Stolz empfindlich. Da hatte er denn kurzerhand verzichtet und sich einen teuren Musikapparat gekauft.

Nun stand er und betrachtete mit begehrlichen Blicken. Ein feines Ding, Donnerwetter ja! Bremer hatte recht, das wäre etwas für die langen Winterabende. Was hatte man denn sonst auch vom Leben? Man konnte doch nicht immer Trübsal blasen.

„Was kostet denn die ganze Anlage?" wandte er sich an Wolters.

Der zog eilfertig sein Notizbuch aus der Tasche, begann die einzelnen Posten aufzurechnen und gab bereitwillig Auskunft.

Hanns überlegte. Hm, ja, ein paar hundert Mark waren heutzutage viel Geld, besonders, wenn man sie nicht zur Verfügung hatte. Er dachte an sein Gespräch mit Margret, wie bitter er über die Geldknappheit geklagt hatte. Aber — ach was, er würde schon Rat schaffen, er hatte schon einen Gedanken!

„Also gut, nächste Woche können Sie kommen und bei mir die Anlage machen," sagte er, impulsiv und rasch entschlossen wie immer.

Wolters war sehr erfreut und bestellte sofort eine neue Runde.

Die Stimmung wurde immer fideler. Bremer tanzte sogar nach den Klängen der Musik mit der hübschen Wirtstochter durchs Zimmer.

Es war schon weit nach Mitternacht, als Hanns schließlich heimging. Er war in bester Laune. Das war mal eine prächtige Unterhaltung gewesen! Na, nächstens konnte er das im eigenen Hause haben.

Die Geldfrage war für ihn erledigt. Er quälte sich nicht mehr damit. Lächerlich, wenn der Hof nicht ein paar hundert Mark abwerfen würde für eine Einrichtung, die so viel Unterhaltung bot! Den ganzen Tag nur schuften, das ging nicht, der Mensch mußte auch mal Vergnügen haben. Margret hatte das auch nötig. Hoffentlich war sie noch wach, damit er ihr gleich alles erzählen konnte!

Aber Margret schlief, als er leise das Schlafzimmer betrat. Sie hatte die Augen geschlossen und atmete regelmäßig. Schade, nun mußte er seine Mitteilung bis morgen verschieben!

Er begann sich möglichst geräuschlos auszuziehen, was allerdings nicht ohne Schwierigkeiten ging, denn sein Kopf wurde immer schwerer.

*

Am frühen Vormittag des nächsten Tages fuhr ratternd und knatternd ein Motorrad zum Heidbrinkhofe und landete mit elegantem Schwung vor der großen Dielentür. Es war ein Händler aus dem Kreisstädtchen, der auf Bremers Veranlassung kam. Dieser hatte seinen Auftrag prompt erledigt.

Hanns Heidbrink lag noch im Bett und holte den versäumten Schlaf nach. Nun mußte Margret ihn wecken, was ihr erst nach mehrmaligem kräftigen Schütteln gelang. Er sah sie erst ganz verständnislos an, fuhr dann im Bett hoch und warf einen erschrockenen Blick auf die Weckuhr auf dem Nachtschrank.

„Herrgott, gleich zehn Uhr! Solange habe ich geschlafen! Warum hast du mich denn nicht früher geweckt, Schatz?" sagte er ein wenig beschämt.

„Du hattest ja nicht viel zu versäumen. Aber jetzt mußt du aufstehen. Es ist ein Handelsmann da; Bremer hat ihn hergeschickt."

„Ah, so schnell schon? Ich komme."

Hanns kleidete sich an und steckte den Kopf, der ihm noch etwas benommen war, gründlich in die Waschschüssel.

Der Kauf kam tatsächlich zustande; man wurde sogar ziemlich rasch einig. Als das Motorrad nach einer halben Stunde wieder vom Hofe fuhr, rieb Hanns sich vergnügt die Hände. Der Bremer war doch ein Teufelskerl! In bester Laune, ein Liedchen pfeifend, ging er ins Haus zurück.

Margret hatte dem Kleinen zu trinken gegeben und legte ihn eben wieder in seinen Wagen zurück, als Hanns ins Wohnzimmer trat.

„So, das wäre erledigt. Der Weg gestern abend hat sich doch bezahlt gemacht," sagte er heiter. Er ging zu dem Kleinen und schnitt ein paar so drollige Grimassen, daß dieser vor Vergnügen quietschte und strampelte.

Dann wandte er sich zu Margret.

„Hast du gestern abend noch lange auf mich gewartet, Margret? Es war eigentlich gar nicht schön von mir, daß ich so lange wegblieb. Aber wie das so geht, wenn man in Gesellschaft kommt. Es war wirklich zu interessant, ich konnte nicht fort. Bist du mir nun böse?"

Er näherte sich ihr mit so zerknirschter, schuldbewußter Miene, daß die junge Frau unwillkürlich lachen mußte.

„Du lachst? Also bist du wieder gut! Du bist doch meine liebe, vernünftige kleine Frau."

Und er küßte sie, bis ihr der Atem ausging und sie lachend abwehrte:

„Hanns, hör auf. Du machst mich ja tot."

Sie strich sich das verwirrte Blondhaar aus dem heißen Gesicht, und ihre Blicke umfingen froh seine hohe, kraftvolle Gestalt. Das war wieder der alte, übermütige Hanns! Wie sie ihn doch liebte! Noch genau so tief und heiß wie am ersten Tage! Darum hatte sie auch unter der Mißstimmung der letzten Wochen gelitten und war glücklich, daß diese nun anscheinend verflogen war und Hanns seine gute Laune wiedergefunden hatte. Gewiß, es hatte ihr weh getan, daß Hanns nach der Aussprache am gestrigen Abend fortgegangen war, aber sie war doch nur zu gern zum Verzeihen bereit. Es war ja auch wirklich nichts dabei, wenn Hanns in fröhlicher Gesellschaft mal ein paar Glas Bier trank — und seinen es auch ein paar zuviel — sie war nicht so kleinlich, sich darüber aufzuregen. Nein, gewiß nicht. Aber sie hatte in letzter Zeit das unbestimmte Gefühl, als ob Hanns sich nach seinem früheren ungebundenen Leben zurücksehne, als ob sein jetziges geregeltes Leben ihm nicht mehr behage. Und jäh überkam sie dann die Furcht, sein früherer Leichtsinn könne wieder Macht gewinnen über Hanns. Wie, wenn ihre Liebe dann nicht stark genug war, um ihn zu halten? So wie sie ihn auch gestern abend ja nicht zu halten vermochte!

Aber jetzt wies Margret diesen Gedanken weit von sich. Es waren doch wohl nur die mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, die ihn verstimmt und niedergedrückt hatten.

„Weil du nun so lieb und vernünftig bist, will ich dir auch gleich etwas Schönes verraten," sagte Hanns. „Ja, ja, guck nur nicht so erstaunt. Ich habe wirklich eine feine Ueberraschung für dich. Aber erst mach mir mal ein ordentliches Frühstück zurecht."

„Ist schon fertig. Ich brauche es dir nur eben aus der Küche zu holen."

Eilig ging die junge Frau hinaus und deckte dann den Tisch mit Brot, Butter, Schinken und Eiern. Hanns ließ es sich gut schmecken, und als er fertig war, lehnte er sich behaglich zurück.

„So, nun bin ich wieder auf der Höhe. Mir war vorhin scheußlich flau im Magen."

„Willst du mir denn nun sagen, was du für eine Ueberraschung für mich hast? Ich bin schon so neugierig."

Er lachte. „Also hast du doch wenigstens eine schlechte Eigenschaft. Ich habe immer geglaubt, du besitzest nur gute. Eigentlich müßte ich dich nun noch ein bißchen zappeln lassen, aber ich will nicht so sein. Also nächstens gehe ich nie mehr aus, sondern bleibe immer bei dir zu Hause, weil wir dann wunderschöne Unterhaltung haben. Wir bekommen nämlich Radio."

Margret starrte ihn ganz verblüfft an.

„Radio? Wir?"

„Ja, Maus, wir. Nächste Woche wird es angelegt. Das ist nun wirklich eine Ueberraschung, was?"

„Ja — aber kostet das auch nicht zu viel?"

„So ungefähr zweihundert Mark."

„O — so teuer! Wo sollen wir denn so viel Geld hernehmen, Hanns?"

Margret war ganz erschrocken. Da hatte sie nun gestern abend gesessen stundenlang, und hatte gerechnet und eingeteilt und war schließlich zu einem wenigstens einigermaßen befriedigenden Ergebnis gekommen. Und nun warf Hanns mit dieser neuen Ausgabe alle Berechnungen wieder über den Haufen!

Hanns machte ein finsteres Gesicht. Margret verstand es wirklich, einem die Freude zu verderben. Natürlich mußte sie gleich mit der leidigen Geldfrage kommen! Als ob es nichts Wichtigeres gab! Und von Freude natürlich keine Spur!

„Das wird sich finden," gab er ein wenig gereizt zurück. „Eine solche Summe wird für den Heidbrinkhof ja noch erschwinglich sein. Und wenn man bedenkt, was einem an Unterhaltung dafür geboten wird, so ist sie eigentlich lächerlich gering."

„Aber du weißt doch, Hanns —".

„Ja, ja, ich weiß alles. Wenn du nur etwas weniger kleinlich sein wolltest —".

„Und du etwas weniger großzügig, Hanns", gab Margret ernst zurück.

„Du bist eben in engen, sehr beschränkten Verhältnissen groß geworden und kannst dich nun an diese Großzügigkeit, wie du es nennst, nicht gewöhnen. Ich fürchte beinahe, wir werden uns in dieser Beziehung nie verstehen."

Hanns war aufgestanden und ging mit finsterem Gesicht im Zimmer auf und ab. Seine strahlende Laune war verflogen. Er dachte daran, wie oft Margret ihn schon an der Ausführung großer Pläne gehindert hatte. Immer kam sie mit kleinlichen Bedenken. Es kam ihm freilich nicht in den Sinn, daß, wenn er alle diese Pläne verwirklicht hätte, die Verhältnisse auf dem Heidbrinkhofe vielleicht unhaltbar geworden wären.

„Das wäre schlimm, Hanns." Ihre Stimme zitterte unmerklich. Es tat ihr sehr wehe, daß nun wieder dieser Mißton ihr eben noch so frohes herzliches Zusammensein trübte. „Ich denke doch, mit beiderseitigem guten Willen wird es schon gehen. Ich meinesteils will mich gern bemühen, dir Verständnis entgegenzubringen —".

„Ach, du —! Du verdirbst mir ja jede Freude. Du gönnst mir ja nicht einmal eine so harmlose Unterhaltung wie den Rundfunk."

Die Worte waren Hanns in seinem Unmut entfahren, und als er sie gesprochen hatte, bereute er sie auch schon. Er sah, wie Margrets Gesicht ganz weiß wurde.

„Hanns! So etwas kannst du doch nicht im Ernst glauben. Nichts liegt mir ferner als das! Aber ich kann nun einmal keine Freude haben an Dingen, die nicht bezahlt sind und die mir also eigentlich noch gar nicht gehören. Wenn du mir sagen kannst, woher du das Geld für die Anlage nehmen willst, so will ich mich gern mit dir freuen."

„Das kann ich dir allerdings sagen. Ich will das Holz hinter der Eulenwiese verkaufen."

„Aber du sagtest doch neulich, das Holz müsse noch ein paar Jahre stehen, es sei noch zu schade zum Verkauf!"

„Das wohl. Aber ich gebrauche das Geld eben. Es ist nicht bloß um diese paar Kröten, nächsten Frühjahr will ich bauen. Die Viehställe hier im Hause sollen verändert werden und dann soll der Fahrweg bis zur Straße gepflastert werden."

Margret seufzte.

„Dann wird das Holzgeld auch noch nicht ausreichen. Willst du diese Pläne nicht noch ein wenig zurückstellen, Hanns? Die Zeiten sind doch wirklich nicht danach, daß man große Sprünge machen kann. Ich gebe dir das zu bedenken, trotzdem du mich nun wieder kleinlich schelten wirst."

„Mein Gott, wenn man im voraus alles ängstlich erwägen will, kommt man im Leben zu nichts. Und außerdem — man kann die Sache auch von dieser Seite betrachten — schaffe ich doch Arbeit durch meine Pläne, gebe anderen Menschen Brot und Lohn."

„Gewiß, das wäre auch sehr gut, wenn wir diese Arbeit bezahlen könnten, aber wir müssen doch erst mal sehen, daß wir den Hof wieder schuldenfrei bekommen für unseren Jungen. Man soll sich nicht weiter strecken, wie man sich zudecken kann."

Hanns machte mit der Hand eine abschneidende Bewegung.

„Es hat keinen Zweck, daß wir noch weiter darüber sprechen. Ich sagte ja schon, du hast doch kein Verständnis für meine Ansicht."

Er blieb plötzlich vor Margret stehen, faßte ihre Hand und fragte mit beherrschter Stimme:

„Weißt du doch, Margret, was du mir sagtest, damals auf unserm Heimweg vom Schützenfest, als ich dir von meiner Liebe sprach? „Ich liebe dich, so wie du bist!" Gilt dieses Wort auch heute noch?"

„Ja, Hanns, es gilt auch heute noch." Margret legte die Arme um seinen Hals. In ihrer Stimme zitterten mühsam zurückgedrängte Tränen.

„Na also! Dann laß mich aber auch so, wie ich bin. Versuch es nicht mehr, mich zu ändern; du machst dir das Leben nur unnötig schwer mit diesen Versuchen. Niemand kann aus seiner Haut heraus. Auch du nicht, Margret. Du legst hier immer noch den Maßstab deines Elternhauses an. Das mußt du dir abgewöhnen. Und nun wollen wir nicht weiter davon reden; es wird sich alles schon finden. Ich will nun erst mal draußen nach dem Rechten sehen."

Er küßte sie flüchtig und ging hinaus. Draußen auf der Diele begann er, anscheinend in bester Laune, ein Liedchen zu pfeifen. Aber im stillen ärgerte er sich immer noch. Daß Margret so kleinlich sein konnte! Vor jedem seiner Pläne, der ein bißchen aus dem Rahmen des Gewohnten fiel, stand sie mit einem Aber und mit einer Geste nach dem schwachen Geldbeutel.

Du liebe Zeit, er würde schon Geld beschaffen. Aber ein andermal sagte er ihr am besten vorher gar nicht, auf welche Weise.

Hanns blieb stehen und sah gedankenvoll vor sich nieder. Von dem beabsichtigten Landverkauf brauchte sie vorläufig auch nichts zu wissen. Das würde nur wieder eine zwecklose Auseinandersetzung geben, und beschlossene Sache war es ja doch.

(Fortsetzung folgt)

KUNST UND LEBEN

Der Sänger der kämpfenden Bewegung

Zu Heinrich Anackers Ehrung auf dem Reichsparteitag

1922 führte ihn sein Herz zu Hitler und zur ringenden nationalsozialistischen Bewegung. Seit dieser Zeit ist er im Gleichschritt der Kolonnen marschiert, und die Stationen ihres Kampfes waren auch die Stationen seiner Dichtung. Bereits lange, bevor die Fahne des Nationalsozialismus zur Fahne des Volkes, zur Fahne des Staates geworden war, flatterte sie seinem Wege voran.

„Du Fahne mit dem Hakenkreuz
Bist unser liebstes Gut.
Dröhnt laut der Feinde Kampfalarm —
Wir schützen dich mit unserm Arm,
Mit unserm jungen Blut."

In den Jahren des Kampfes war es, daß Heinrich Anacker immer und immer wieder zum Streite rief, mit einer bedingungslosen Hingabe an die Idee, an den Kampfeswillen der Partei, mit einem restlos gläubigen Vertrauen zum Führer. Dieser dichterische Weg ist ihm gewiß nicht an der Wiege gesungen worden. Während die deutsche Jugend seiner Altersklasse — er ist 1901 in Aarau in der Schweiz geboren — die bitteren Nöte des Krieges erlebte, lernte er die Schicksalsereignisse der deutschen Heimat außerhalb der Grenzen im ruhigen Ablauf des Geschehens kennen. Seine Umgebung, die ruhige Sicherheit seines Lebensganges und sein Temperament verwiesen ihn zunächst auf den Weg des lyrisch-romantischen Dichters, als der er sich in einem Züricher Verlag mit etwa zwanzig Jahren mit seinem ersten Gedichtband „Klinge kleines Frühlingslied" präsentierte. In vielen seiner späteren Dichtungen unpolitischer Natur tönen die Sentiments des früheren Lyrikers wieder. Sein späteres Gedichtbuch „Die Einkehr" legt davon ein deutliches Zeichen ab.

Sein Schicksal und seine Bedeutung allerdings liegen ausschließlich in der Tatsache begründet, daß er als junger Student in Wien von der Idee des Nationalsozialismus ergriffen wurde. Damit wurde er auch der Sänger der Bewegung, als der er nunmehr die höchste, von der NSDAP zu verteilende Auszeichnung erhalten hat, nachdem ihn bereits vor nicht langer Zeit die Hansestadt Hamburg mit dem Dietrich-Eckart-Preis besonders würdigte.

In den Kampfzeitungen der Bewegung ist Heinrich Anackers Name immer wieder aufgetaucht. Mit dem Augenblick, da er sich Hitlers Bewegung verschrieb, trat der literarische Ehrgeiz in ihm hinter die drängende Idee, hinter das pulsierende politische Leben zurück. Drei ganze Gedichtbände umfassen heute die Früchte dieser Kampfdichtung im wahrsten Sinne. Das Leben der Partei, ihre seelische Struktur, die Formen ihres Kampfes, die Symbole ihrer Gemeinschaft, ihre lebendige Kraft und das Vermächtnis ihrer Toten — alles das hat Anacker in nie versiegendem Eifer besungen und in diesem Werk hat er manches schöne Wort gefunden, das Laue und Mißmutige wieder aufrüttelte, ermüdete Kameraden ermunterte und Abseitsstehende mit zwingender Gewalt in unsere Reihen zog. Sein Gedichtband „Die Trommel" enthält Lieder und Gedichte, die zum großen Teil wahrhaftes Volksgut geworden sind und als bleibender Wert in jeder sangesfreudigen nationalsozialistischen Kameradschaft lebendig wirken. Erschütternd und aufrüttelnd sind seine Verse, die er einem gemordeten Kameraden nachruft:

„Bruder, hast du es auch vernommen,
Drunten in deiner dunklen Gruft:
Heut sind die ersten Schanzen genommen!
Flammen der Freude sind lodernd erglommen,
Siegesfanfaren durchschmettern die Luft!
Bruder, dein Blut schreit noch immer um Rache —
Doch seit dem Tag, da zur Erde es rann,
Schwoll dein erbittertes „Deutschland erwache!"
. . . . . .
Brausend ins Sechsmillionenfache —
Bruder, das Frührot der Freiheit bricht an!"

Gegenüber dieser wahren Beteiligung an den Ereignissen der Zeit und den tiefsten Erregungen menschlicher Gefühle erscheint es überflüssig, den Maßstab literarischer Wertung an Gedichte zu legen, deren Sinn nicht im Formalen liegt. Es wäre wohl möglich, hier naturalistische Anklänge, hier einen Bänkelsängerton, dort einen impressionistischen lyrischen Klang und wieder an anderer Stelle die Härte neuer Sachlichkeit aufzuspüren, vielleicht auch die unbewußten Lehrmeister Anackers zu entdecken und ihn dementsprechend zu analysieren — man würde damit weder dem Wert seiner Gedichte, noch dem Sinn des Preises der NSDAP nahekommen. In Heinrich Anacker hat die Partei die jugendliche Kraft lodernder Begeisterung für eine gute Sache, die Volkstümlichkeit eines Talentes und die Standhaftigkeit eines Charakters geehrt — sind das nicht drei Wertmaßstäbe, die alle Achtung verdienen?

Eine neutrale Kritik würde vielleicht Anackers Werk unter dem Gesichtswinkel der Zeitgeschichte messen. Das ist unmöglich in einem Augenblick, in dem Weltanschauung und Zeitgeschichte nicht voneinander zu trennen sind. Dieser Augenblick ist bei der Entstehung fast jeden politischen Gedichtes von Anacker gegeben. Er hat die volkstümliche Form gefunden, die das Gedicht in eine lebendige Aufgabe hineinstellte und damit zu ihrer Erfüllung beitrug. Zweifellos wird Anackers zukünftiges Schaffen sich nicht von dieser Voraussetzung der tieferen Wirkung trennen.

In diesem Jahre ist es bereits das zweite Mal, daß ein SA-Mann die hohe Ehrung eines großen Dichterpreises erhält. Auf Gerhard Schumann, den das Reich am 1. Mai mit dem Stefan-George-Preis auszeichnete, folgt nun Heinrich Anacker. In beiden glüht das Leben unserer Partei, in beiden lebt der Sinn für die hohe Form des Wortes trotz ihrer großen Verschiedenheiten. Die ganze Bewegung trägt in ihrem Herzen einen aufrichtigen Glückwunsch für den am Reichsparteitag der Ehre preisgekrönten Sänger ihres Kampfes, weil sie weiß, daß über seinem Schaffen immer vorbehaltlos der Gedanke des nationalsozialistischen Deutschland stand und stehen wird. Solche Konsequenz der Haltung, des Charakters und der heißen Liebe zu Volk und Reich verdient die hervorragende Würdigung. Das großartige Bild des Reichsparteitages gibt den Hintergrund für einen Erfolg dieses einzelnen Mannes, der sich stets nur mit der NSDAP eins gefühlt hat.

Ernst Günther Dickmann.



Vor 150 Jahren, am 18. September, wurde in Ludwigsburg in Württemberg

Justinus Kerner

geboren. Dem Arzt und Dichter, den man dem romantischen schwäbischen Dichterkreis zurechnet, verdankt das deutsche Volk einige seiner schönsten Volkslieder, u. a. „Dort unten in der Mühle", „Preisend mit viel schönen Reden", „Wohlauf noch getrunken . . .". Kerner starb am 21. Februar 1862 in Weinsberg.

Die Kunst zu wandern

Von Professor Ludwig Jahn, Wiesbaden

Rechtes Wandern will gelernt sein. Als Lehrmeister sind uns gegeben Beispiel und eigene Erfahrung. Der Umsichtige wird vor allem die Erfahrungen anderer sich zunutze machen, will er nicht dieselben Enttäuschungen erleben, die einem im Wandern Unerfahrenen anderenfalls nie erspart bleiben. So hat sich denn im Laufe der Zeit eine Diätetik des Wanderns herausgebildet, deren wichtigste Regel jeder Wanderlustige kennen und auch beachten muß.

Ueberaus wichtige Regeln betreffen das Tempo und die Ernährung. Vorausschicken möchte ich noch etwas über die eigentlichen Wanderstuben und den Beginn des Wanderns, vornehmlich das Aufstehen am Morgen. Was für eigentliche Hochtouren in zwei- bis dreitausend Meter Höhe unerläßlich ist, sollte für das Wandern im Mittelgebirge und auch für das in der Ebene durchaus die Regel sein, nämlich das Frühaufstehen.

Es gibt erfahrene Touristen, die um vier Uhr morgens bereits ihre Wanderung beginnen, sie auf vier bis fünf Stunden ausdehnen, dann ebensolange Mittagspause machen und hinterher nochmals einen vier- bis fünfstündigen Weg zurücklegen. Diese Einteilung empfiehlt sich besonders an heißen Tagen. Ich selbst stehe gewöhnlich um fünf Uhr auf, um spätestens um sechs Uhr auf dem Marsche zu sein. Das Tagespensum erledige ich in je vier bis fünf Stunden vormittags und nachmittags. Auf diese Weise kann ich in der Ebene 30 bis 35 Kilometer, oder alle drei Tage rund 100 Kilometer, im gebirgigen Gelände täglich 25 bis 30 Kilometer ohne Uebermüdung zurücklegen. Dies entspricht einem Marschtempo von annähernd 4,5 Kilometer je Stunde. Bei diesem Tempo läßt sich die Tour beliebig lange ausdehnen.

Auch läßt sich hierbei ein Marschieren in der Mittagshitze ohne Beschwerden ertragen. Die eingefleischten Renner und Kilometerfresser werden vielleicht über solche Tagesleistungen lächeln. Gewiß habe ich schon vormittags 30 Kilometer und am Tage 50 Kilometer zurückgelegt, aber nur bei einzelnen Tagestouren. Es wäre sinnlos, solche Rekordleistungen tage- oder wochenlang fortzusetzen. Der Mensch ist keine Maschine, und außerdem soll der Wandersport ein Vergnügen sein! Im Hochgebirge gilt natürlich ein anderer Maßstab. Hier berechnet man die Leistung je nach Ueberwindung der Höhenunterschiede in der Stunde, und sie schwankt in der Regel zwischen 200 und 500 Meter.

Nur ein ruhiges, gleichmäßiges Tempo führt sicher zum Ziel, das wir uns gesteckt haben. Sollte jemand auf den immerhin naheliegenden Gedanken kommen, seine frischen Kräfte in den ersten Morgenstunden derart auszunutzen, daß er ein flotteres Tempo nimmt, so macht er damit den größten Fehler, den ein Fußwanderer begehen kann. Die erste und wichtigste Regel heißt: Langsam gehen und nicht die Geschwindigkeit von 4,5 Kilometer überschreiten, es sei denn kurz vor dem Tagesziel! In der ersten Stunde des Tages soll man womöglich noch langsamer gehen, so gehen, als wenn man nirgends hin wollte. Herz und Muskeln wollen erst angelassen werden!

Wichtig ist auch die Frage der Ernährung, besonders für den Bergsteiger. Im allgemeinen weiche sie nicht zu sehr von der gewohnten Kost ab, auch esse man tagsüber nicht zuviel, hole dafür das Fehlende nach Beendigung des Tagesmarsches nach. Eierspeisen oder etwas Fleisch, Obst, besonders Nüsse, Schokolade und Kels sind tagsüber vorzuziehen. Und was das Trinken anbelangt, so meide man unterwegs Alkohol nach Möglichkeit, wie man auch die Flüssigkeitsaufnahme tunlichst beschränken soll. Man schwitzt danach zu stark. Vor kalten Getränken sei besonders gewarnt, durch ihren Genuß hat sich schon mancher ein Magenleiden zugezogen. Man beugt hier vor, indem man vorher ein Stückchen Brot zu sich nimmt oder den ersten Trunk im Munde warm werden läßt, bevor man ihn hinunterschluckt.

Und die Wander-Kleidung . . .? Das Beste für den Touristen männlichen und weiblichen Geschlechts ist und bleibt der Lodenstoff, der leicht, porös und lange Zeit auch wasserdicht ist (er läßt sich auch nachimprägnieren), dazu ein Lodenhut. Zu Wanderungen im Herbst und im Gebirge empfiehlt sich außerdem noch die Mitnahme eines Umhanges oder Mantels aus demselben Stoff.

Am wichtigsten ist für jeden Wanderer selbstverständlich die Fußbekleidung. Von ihrer Beschaffenheit hängt es ab, ob das Wandern als eine Lust oder als eine Qual empfunden wird, ja, ob es überhaupt möglich ist! Wer gewohnt ist, leichtes Schuhwerk mit dünnen Sohlen zu tragen, wird in den von der Zweckmäßigkeit geforderten dicksohligen Schuhen vorerst sich nicht behaglich fühlen, daran gewöhnt er sich aber. Man laufe auch nicht in neuen Schuhen, sie sind vorher auf kleinen Märschen genügend zu erproben. Schuhe mit mittelhohen Absätzen geben die besten Laufschuhe. Daß für die Mitführung der Mundvorräte und der nötigen Leibwäsche allein der unersetzliche Rucksack in Frage kommt, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Wer all dieses beachtet, wird viele Freude an dem schönen Wandersport haben!



Links:

Wie aus der Spielzeugschachtel genommen

Bild aus einer alten deutschen Stadt, aus der Vogelschau gesehen. (Scherl—M.)



Rechts:

Ein schöner märkischer Herrensitz

Die malerisch gelegene Hakeburg. (Scherl—M.)

Ausstellung deutscher Kunst in Amerika

100 Werke deutscher Meister wandern durch USA.

Im Oktober beginnt in Philadelphia eine Ausstellung von Gemälden deutscher Meister des 15. bis 19. Jahrhunderts, die im Laufe des Winters noch durch weitere fünf amerikanische Städte wandern wird. Sie ist von amerikanischen Gelehrten im Auftrage der Karl Schurz Memorial Foundation zusammengestellt worden.

Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln hat auf die Bitte der Veranstalter acht Bilder zur Verfügung gestellt, und zwar fünf Bilder altkölnischer Meister, dazu die beiden Bildnisse von Burgkmair und den „Pallenberg" von Leibl. Auch die „Muttergottes mit der Wickenblüte" und vor allem Stefan Lochners „Maria im Rosenhag" befinden sich darunter, doch wird dieses Bild noch bis zum 20. d. M. in der Stefan-Lochner-Ausstellung verbleiben. Die Besucher des Museums werden unter den entstandenen Lücken nicht zu leiden haben, da schon in nächster Zeit verschiedene Leihgaben sie dafür entschädigen werden. Andererseits ist es ein Zeichen für die Rangstellung der Kölner Gallerie, daß sie zu den annähernd 100 Bildern, die aus ganz Deutschland zusammengebracht werden, nicht weniger als acht beizusteuern gebeten worden ist.

Frauenwelt und Heim . . .

Kunstschätze für das Heim

Ein Besuch in der Gipsformerei der Staatlichen Museen in Berlin

Berlin verdankt seinen Ruf als Kunststadt ersten Ranges nicht zuletzt seinen Museumsschätzen. Von weit her kommen Kunstbegeisterte, sich an ihnen zu erfreuen, verweilen in den Sälen voll erlesener Kostbarkeiten und scheiden in ehrlichem Bedauern, dem eigenen Heim nicht ähnlichen Schmuck von unvergänglichem Wert geben zu können. Nur wenige wissen, daß dieser Wunsch nicht ganz im Reich des Unerfüllbaren liegt, und finden den Weg zur Verkaufsstelle der Gipsformerei der Staatlichen Museen, die unbeachtet von den vielen Besuchern des Alten Museums im Sockelgeschoß des prachtvollen Schinkelbaus ein Aschenbrödeldasein führt.

Der Verkaufsraum ist ein kleines Museum für sich, das in ausgewählten Stücken von der Zeit Altägyptens bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts reicht. Was die bildende Kunst in Jahrtausenden hervorbrachte, findet sich hier. Neben den herrlich getönten Reliefs della Robbias hängt die Totenmaske des größten Preußenkönigs, die Büste Caesars steht neben Goethe, und der Freiherr vom Stein hat Friedrichs des Großen Freund und Widersacher Voltaire zum Nachbarn. In den Vitrinen sieht man Abgüsse nach den Elfenbeinschnitzereien des Kaiser-Friedrich-Museums, niedliche Statuetten, Ringe und Plaketten. Die alten Aegypter haben eine Ecke für sich. Da stehen Nofretete, mit ihrem damenhaft-graziösen Gesichtsausdruck und ihr königlicher Gemahl Amenophis IV. Um sie herum alle Gottheiten Aegyptens, groteske Tiergestalten und dergleichen.

Die Abgüsse sind in Originalgröße hergestellt und wie das Urbild getönt. Nur in wenigen Fällen sind sie kleiner als das Original. In ihnen ist nichts von dem kalten toten Weiß zweitrangiger Kopien. Die Uebereinstimmung mit dem Original ist kaum zu übertreffen, und wer einen dieser Abgüsse vor sich hat, muß schon genau hinsehen, um ihn als Nachbildung zu erkennen.

Die Preise sind so gehalten, daß auch schwächere Börsen sie erschwingen können. Die glückbringenden Skarabäen erhält man schon für 1.50 Mark und Nofretete ist in verschiedenen Preislagen bis zu 112 Mark zu haben. Den markanten Kopf Caesars kann man für 20 Mark erstehen, den des Bamberger Reiters gar für 25 Mark. In der verwirrenden Anzahl von Abgüssen nach den Elfenbeinschnitzereien des deutschen Mittelalters gibt es schon solche, die nur 1,30 Mk. kosten und trotzdem künstlerisch nicht weniger wertvoll sind als die größeren Formate zu entsprechend höheren Preisen.

Auswärtige Museen, Schulen, Behörden, Kunstfreunde — sie alle bestellen hier die verschiedensten Kunstgegenstände. Eine Sendung von 47 Stücken aus der El-Amarna-Zeit ging vor wenigen Jahren über den großen Teich an das Brooklynmuseum in Newyork, und nach Riga kamen Teile des Pergamonfrieses in Originalgröße. — Und überall haben diese vollendeten Nachbildungen von Kunstwerken Freude und Zufriedenheit ausgelöst.

Ueberhaupt gibt es eine ganze Anzahl von Kunstwerken, die sich besonderer Beliebtheit erfreuen. Caesar und Friedrich der Große haben ihren ausgedehnten Kreis von Verehrern und werden immer wieder verlangt. Begehrt sind zeitweise auch Abgüsse nach



Letzter Ferientag (Grimm — M.)

Werken der Antike und des Mittelalters, und zu Festtagen, zur Einsegnung und ähnlichen Anlässen schenkt man gern die Elfenbeinplaketten. Weit voran aber steht Nofretete; sie fand bisher über 1800 Liebhaber und ihr Gemahl steht ihr kaum nach. Die kleinen Skarabäen mit ihren Wünschen für Glück, Liebe und Wohlergehen sind beliebte Talismane. Und noch ein Besonderes aus der Zeit des alten Aegypten: die „Verlobungshand". Es sind die übereinandergelegten Hände einer Gruppe, die Nofretete und ihren Gemahl Hand in Hand schreitend darstellt. Dieses kleine Kunstwerk kauft immer wieder der kunstbegeisterte Verlobte als Geschenk für die Braut. Doch sie alle haben in letzter Zeit etwas von ihrer Beliebtheit eingebüßt; häufiger fast wird jetzt eine Nachbildung des Kopfes des Bamberger Reiters und die Maske der Ute verlangt.



Was gibt es Neues in der Herbstmode?
Unsere Zeichnung zeigt einige neue Modelle: Den Sportmantel mit losem Rücken und Direktoirereversen — ockerfarbenes Kostüm mit kaffeebraunem Paspel — Tuchmantel mit Sealbesatz.
(Zeichnung: Rückgauer / Scherl — M.)

Eine ganze Stadt als Besserungsanstalt

Das Geheimnis von Asterdorp bei Amsterdam — Wie Holland asoziale Elemente unterbringt — Feldzug gegen Verbrechen und Schmutz / Von Erna Herford

In Amsterdam macht die Regierung einen seltsamen Versuch: sie sammelt nämlich alle Elemente, die sich in die allgemeine Ordnung des Lebens nicht einfügen wollen, in einer besonderen Stadt, in Asterdorp, wo bis jetzt 133 Famlien untergebracht sind, hauptsächlich Männer, die nicht arbeiten wollen, und Frauen, die ihr Hauswesen nicht in Ordnung halten. Demgemäß sind die Wohnungen eingerichtet. Der Architekt, der diese Stadt erbaute, nahm Rücksicht, alles so einzurichten, daß die Bewohner nichts daran verderben können. Die Fensterscheiben sind, um nur ein Beispiel zu nennen, aus unzerbrechlichem Glas, die Fenster der Häuser sind so angelegt, daß die Bewohner kein Gegenüber haben, damit sie keine Gelegenheit haben sollen, Streit anzufangen. In den Zimmern gibt es keine dunklen und unübersichtlichen Ecken, in die sich Ungeziefer verkriechen könnte. Die Treppengeländer sind aus Eisen und so befestigt, daß sie nicht losreißbar sind. Der Anstrich der Türen ist mit einer unabkratzbaren Farbe gemacht.

Hierher werden nur Familien gebracht, die sich in gewöhnlichen Verhältnissen als unbelehrbar und unerziehbar bewiesen haben. Der erste Bewohner war eine Frau, die der Trunksucht verfallen war und in ihren Deliriumsanfällen ihren ganzen Hausrat zu zerschlagen pflegte. Jetzt sind Bett, Stuhl usw. aus Metall und am Fußboden befestigt, so daß sie keinen Schaden mehr anrichten kann. Sie hat auch keine Möglichkeit mehr, ihrer Trunksucht nachzugeben. Drei Polizeipatrouillen achten genau auf alles, was in dieser Stadt vorgeht, die nur mit besonderer Erlaubnis von Fremden betreten werden darf.

Wer in Amsterdam eine der zahlreichen städtischen Verordnungen übertritt, wird zunächst verwarnt. Bei der zweiten Übertretung muß er eine Geldstrafe zahlen. Erscheint er aber das dritte oder vierte Mal vor Gericht, so wird er nach Asterdorp gebracht. Man behandelt diese Menschen, die sich durchaus nicht nach den geltenden Gesetzen und Bestimmungen richten wollen, wohl nicht ganz mit Unrecht als Geisteskranke und bringt sie an einen Ort, wo sie niemandem irgendwie Schaden zufügen können.

Dreimal täglich werden Kehricht und Staub von den Straßen entfernt. Zweimal wöchentlich werden alle Wohnungen, die von ihren Bewohnern nicht peinlich sauber gehalten werden, desinfiziert. Die Reinigungsbeamten haben einen Schlüssel zu jeder Wohnung, so daß sie also überall Zutritt haben. Auch der Arzt macht regelmäßig seinen Rundgang durch die Häuser und sieht nach dem Rechten.

Da beim Desinfizieren ein sehr unangenehmer Geruch verbreitet wird, bemühen sich die meisten Bewohner, ihre Wohnung rein zu halten. Damit ist schon viel gewonnen. Die Trinker, Diebe und Faulenzer, die ständig das Auge der Polizei auf sich fühlen, bemühen sich, keinen Verstoß irgendwelcher Art zu begehen.

Die Amsterdamer Stadtverwaltung hat mit dieser Einrichtung eine tatkräftige Neuerung in dem Feldzug gegen Verbrechen und Schmutz, der an so vielen Orten geführt wird, verwirklicht und erhofft gute Ergebnisse. Es heißt, daß die Bewohner von Asterdorp sich bessern, da sie den Aufenthalt in dieser Stadt nicht angenehm finden, aber die Frage ist, ob bei solchen gewohnheitsmäßigen Verbrechern überhaupt eine dauernde Besserung möglich ist. Auf jeden Fall sind sie in den sauberen und zweckmäßigen Wohnungen besser untergebracht und aufgehoben als in den schmutzigen Armenvierteln anderer Großstädte.

Marktroller u. Tragetisch

Bequemlichkeiten für die Hausfrau — Einholen und Einordnen — gesparte Wege

Der Verschluß von Flaschen erfolgt meistens durch Korken. Diese müssen zum völligen Abschluß gegen Luft noch einen Ueberzug von Siegellack oder dergleichen erhalten. Jede Hausfrau kann durch Verwendung anderer Verschlußmittel an einer Ersparnis der wertvollen Korken und Harze mitarbeiten. Zur Zeit werden in vielen Haushaltungen Fruchtsäfte oder Obstweine hergestellt und in Flaschen gefüllt, die luftdicht verschlossen werden müssen. Als zuverlässiger Verschluß haben sich Schrumpfkapseln bewährt, die in feuchtem Zustand über den verkorkten Flaschenkopf gezogen werden und sich nach kurzer Zeit ganz eng um den Flaschenhals legen. Durch ihre Verwendung erspart man also wertvolle Harze und Lacke, die in unserer Wirtschaft außerordentlich knapp sind. Da die Schrumpfkapseln in vielen Farben hergestellt werden, kann man die Abfüllungen je nach ihrer Art verschieden kennzeichnen und braucht keine besondere Beschriftung.

Die Aufbewahrung von Gewürzen in der Küche ist wenig zweckmäßig, wenn man in der Ecke des Küchenschrankes einen Berg kleiner Tüten liegen hat, in denen Kümmel, Pfeffer, Nelken, Zimt und Lorbeerblätter aufbewahrt werden. Die Gewürze verriechen im Laufe der Zeit und beeinflussen sich auch gegenseitig. Richtiger ist die Aufbewahrung in Glasgefäßen. Man kann hierfür sehr gut kleine Reagenzgläser nehmen und diese durch einen Korken verschließen. Noch praktischer sind durch senkrechte Wände unterteilte Gläser, die durch einen Drehdeckel verschlossen sind. In dem Deckel befindet sich eine Oeffnung, die sich immer über das Gewürzfach drehen läßt, dem man etwas entnehmen will. Da die Glaswände mit der Außenhülle des Glases eine Einheit bilden, ist eine gegenseitige Geruchbeeinflussung der Gewürze nicht möglich. Ferner kann man durch das Glas von außen erkennen, wie viel und welche Gewürzarten in der Büchse vorhanden sind.

Wem das Tragen von Einkaufsnetzen schwer fällt, bedient sich eines fahrbaren Spazierstockes, an dem eine zweite, ebenfalls rollende, Strebe nach rückwärts angebracht ist. Diese Marktroller besitzen unter dem Spazierstockgriff zwei feste Haken, an die man Marktaschen, Körbe, Rucksäcke usw. anhängen kann. Durch den Griff läßt sich das eigenartige Gefährt leicht lenken, auch ist es geräuschlos, weil die Räder mit Gummi überzogen sind. Wer einen weiten Weg zum Markt hat, wird an diesem rollenden Gepäckträger seine Freude haben.

Viele Wege muß die Hausfrau mit ihrem Tablett zurücklegen. Bringt sie es wohlgefüllt zum Mittagessen, fehlt es oft am Platz, um es niederzusetzen, bevor die Speisen auf den Tisch gestellt werden. Auch erfordert ein breites Tablett große Geschicklichkeit, wenn man damit durch enge Türen hindurchbalancieren muß. Gibt man dem Tablett die Form eines Tragetisches, so ist seine Handhabung viel leichter. Dieser Tragetisch ist zweistöckig und kann demzufolge eine Menge von Speisen aufnehmen. Er wird am herunterhängenden Arm getragen und nimmt wenig Platz weg. Der Tragetisch ist mit Füßen ausgerüstet, so daß er neben dem Eßtisch als Abstelltisch verwendet werden kann. Damit die verhältnismäßig hohen Füße beim Hin- und Hertragen des Geschirres nicht stören, lassen sie sich, ähnlich wie das Fahrgestell unserer neuen Flugzeuge, durch ein Drehen des Griffes einklappen. Dieses Gerät ist nicht nur in der Wohnung, sondern auch im Garten oder am Krankenbett ein stummer Diener.



Krönchen-, Dreieck- und Stromlinienform
Wie ein Krönchen am Hut, so mutet der originelle Franjenschmuck an, der das neue Herbstmodell mit vorn eckiger Krempe ziert. Eine andere Form steht im Zeichen des Dreiecks, denn sowohl der Kopf als auch die Krempe passen sich dem symmetrischen Gebilde an. Ein schmales Lackband mit kleinem Knoten ist der einzige Schmuck. Die etwas flacher gestellten Entwürfe verlegen wiederum ihren Schwerpunkt durch große Samtschluppen oder Federn meist nach vorn, während der Hinterkopf in Stromlinienart abfällt. (Aufn. K. Haenchen / Scherl — M.)

„Mein Fräulein, Sie sind meine Tochter!"

)(Der Leser sei dem unglückseligen Berichterstatter gnädig! Es ist nun einmal so: Das Leben läßt den Menschen mitunter Schicksale erleben, die in Tausenden von Hintertreppenromanen bis zum Ueberdruß abgewandelt worden sind. Wenn also ein echter amerikanischer Dollarfürst zur Erholung nach Europa kommt, und dort in einer armen Sekretärin seine Tochter erkennen muß, von deren Existenz er nicht die geringste Ahnung hatte, dann ist sein für ihn so überraschendes Erlebnis für den Filmbeflissenen und den Abonnenten der Leihbücherei nicht gerade sehr originell. Dennoch soll seine Geschichte hier erzählt werden, da sie immerhin in ihren Nebenumständen bemerkenswert ist.

Mr. Theodore H. Warren, Präsident eines riesigen Baumwollkonzerns von News Orleans, mit vielen Millionen gesegnet, hatte sich endlich einmal die Zeit zu einer längeren Europareise genommen. In Paris aber nahmen ihn doch wieder wichtige und unaufschiebbare Geschäfte in Anspruch. Er entsann sich, daß er ja eigentlich zur Erholung hierhergekommen war und gab deshalb, bevor er nach Biarritz reiste, die Anweisung, man möge ihm keinerlei Geschäftspost nachschicken. Drei Tage später langten aber doch zum größten Aerger Mr. Warrens mehrere Anfragen seiner Geschäftsfreunde bei ihm an, die unverzüglich beantwortet werden mußten. Seinen Sekretär hatte er natürlich nicht zur Hand. Und so bat er die Hoteldirektion, sie solle ihm jemanden schicken, der perfekt englisch schreiben könne. Er war nicht gerade guter Laune. Seine Briefe überlegend, ging er im Zimmer auf und ab und beachtete kaum das junge Mädchen, das zaghaft eingetreten war und sich als die gewünschte Schreibkraft vorstellte.

Einige Minuten wollen wir die beiden bei ihrer Arbeit allein lassen, um alle Kraft für die dramatische Schilderung ihres Erkennens zu sammeln. Schließlich sind wir nicht dabeigewesen und müssen hier unserer Phantasie ein wenig die Zügel schießen lassen. Also: M. Warren geht immer noch auf und ab und diktiert, indem er dicke Rauchwolken in die Luft bläst. Er ist ein Mann im reiferen Alter, er zählt schätzungsweise fünfzig Jahre, deshalb wollen wir ihn erst beim dritten Brief die junge Dame näher in Augenschein nehmen lassen. Da aber rührt ihn fast der Schlag. Er zieht das Taschentuch, putzt seine Brille, blickt noch einmal. Das Herz schlägt ihm im Halse. Er kann sich nicht fassen. Schon schießt der jungen Dame unter den starren Blicken des Amerikaners das Blut purpurrot ins Gesicht. Endlich kommt es fast erstickt von den Lippen des Mannes: „Mein Fräulein, darf ich Sie fragen, wie alt Sie sind?" Die kleine Stenotypistin erwidert entgeistert: „Achtzehn!" Die Finger auf dem Rücken des Dollarfürsten scheinen hastig zu rechnen: „Und wie ist Ihr Name?" — „Dorette Berthier." Da entringt sich ein Schrei der breiten Brust des Millionärs. Tränen brechen ihm aus den Augen. Er sinkt vor Dorette in die Knie, bettet sein Haupt in den Schoß des nunmehr erbleichenden Mädchens und ruft: „Mein Kind, mein Fräulein, Sie sind mein Kind!" Dorette kann natürlich so schnell das Glück nicht begreifen, das ihr zuteil geworden ist, ihr, der armen kleinen Stenotypistin. Sie zittert und lispelt nur vorwurfsvoll: „Aber mein Herr!"

So, oder so ähnlich, oder vielleicht auch ganz anders, hat sich die Szene im Hotel zu Biarritz zugetragen. Am besten ist es, man liest in irgendeinem Roman nach, wo sie viel schöner und delikater beschrieben ist.

Wenn wir den Zeitungsberichten über Mr. Warren und seine Tochter glauben wollen, dann hat diese Begegnung eine tragische Vorgeschichte:

Vor 19 Jahren nahm Mr. Warren als Offizier an den Sommeschlachten bei Amiens teil. Er wurde schwer verwundet und kam in ein französisches Feldlazarett, wo ihn eine junge, bildschöne Krankenschwester mit aller Aufopferung pflegte. Sie hieß Lucy Berthier und erwiderte die Gefühle des jungen Amerikaners mit der gleichen Leidenschaft. Als Warren kurz vor der Entlassung aus dem Lazarett stand, schwor er der Geliebten, er werde sie nach dem Kriege mit in seine Heimat nehmen und heiraten. In seinem Liebesglück verschwieg er, daß er in Amerika bereits verlobt war und diese Unterlassung sollte ihn die Geliebte kosten; denn schon am nächsten Morgen wurden zwei Amerikanerinnen in das Lazarett geführt, die eigens zu einem kurzen Besuch hierher gekommen waren, nämlich: die Braut und die zukünftige Schwiegermutter des jungen Offiziers Warren. Schwester Lucy erkrankte noch am gleichen Tage vor Gram so schwer, daß sie in ihre französische Heimat zurückgebracht werden mußte. Mr. Warren hat sie dann trotz eifriger Nachforschung nicht wiederfinden können. Er heiratete seine Braut und lebte mit ihr, bis sie vor einigen Jahren starb.

Die unglückliche Lucy Berthier hatte ihr Töchterchen Dorette zur Welt gebracht und war dann nach England gezogen. Dort aber starb sie als Dorette noch ein Kind war. Das kleine Mädchen hatte also eine schwere Jugend. In unverständlichem Stolz war ihr der Name ihres Vaters von ihrer Mutter verschwiegen worden. So blieb es dem Schicksal vorbehalten, Vater und Tochter endlich doch zusammenzuführen. Das Glück im Hause Warren ist groß. Aus Mademoiselle Dorette Berthier ist inzwischen schon Miß Dorothy Warren geworden, aus der kleinen Stenotypistin eine Dollarprinzessin. Zu hoffen wäre nur noch nach diesem so schönen Happy end, daß die ganze Geschichte nicht nach bewährtem literarischen Muster von einem wenig einfallsreichen, aber mit um so größerer Fingerfertigkeit begabten ausländischen Reporter erfunden wurde.

Dr. med. Aug. Hauer:

Die Weltgeltung der deutschen Tropenmedizin

Die deutsche Tropenmedizin stand bereits vor dem Kriege in der vordersten Reihe der Forschungen über Ursache und Heilung der verschiedensten exotischen Krankheiten. Die deutsche Wissenschaft schenkte der internationalen tropischen Heilkunde damals manche wertvollen Untersuchungsmethoden und Heilmittel. Das Salvarsan z. B. bedeutete einen unendlichen Segen gegen die mit der Syphilis verwandte, in den heißen Zonen ungeheuer verbreitete Frambösie, die mit 1 bis 3 Injektionen in allen Stadien geheilt wurde — es konnten bald infolgedessen eine ganze Anzahl von Frambösie-Hospitälern endgültig geschlossen werden —, und noch mehr im Kampf gegen das auch für Europäer sehr gefürchtete Rückfallfieber, bei dem eine einzige, auf der Höhe des Fiebers gemachte intravenöse Salvarsaninjektion genügte, um die Erreger zu vernichten!

Nach dem Weltkrieg, als Deutschland dem Elend und der Verzweiflung ausgeliefert und seiner Kolonien beraubt war, hielten die Vertreter der deutschen Tropenmedizin, besonders das Hamburger Schiffs- und Tropeninstitut, unentwegt und unter größten Opfern an ihren Forschungen fest und arbeiteten in engstem Gedankenaustausch mit der hochentwickelten deutschen Chemie. Diese Mühen sollten unerhörte Früchte zeitigen: gerade das kolonialloseNachkriegsdeutschland war vom Schicksal ausersehen, der Welt, d. h. den großen Kolonialmächten und den tropischen Völkern die Heilmittel gegen die schlimmsten tropischen Seuchen zu schenken, die bis dahin namenloses Elend heraufbeschworen, ungeheure fruchtbare Gebiete entvölkert oder unbewohnbar gemacht hatten. Das Germanin heilte die Frühfälle von Schlafkrankheit schnell und sicher mit 95 bis 100 Prozent, und eine einzige Injektion schützte jeden monatelang vor Ansteckung. Neostibosan hat die Sterblichkeit der Kala-Azar, einer besonders in Indien, aber auch in Mittelmeerländern verbreiteten schleichenden Krankheit, binnen fünfzehn Tagen von 98 auf 2 Prozent und die Behandlungsdauer allmählich von 12 Wochen auf 8 Tage herabgedrückt. Was diese Zahlen bedeuten, mag man daraus ersehen, daß früher allein in Bengalen jährlich 1 Million Menschen dieser Seuche zum Opfer fielen. Das Fuadin erwies sich als souveränes Heilmittel gegen die Orientbeule und gegen die in Südamerika verbreitete Espundia, eine von Urtierchen hervorgerufene Krankheit, die tiefgreifende Geschwüre und Knochenzerstörungen verursachte, ferner gegen andere nur in den Tropen und Subtropen heimische Krankheiten; die größte Hilfe indessen bedeutete das Duadin gegen die von dem deutschen Arzt Bilharz 1852 in Kairo entdeckte und nach ihm benannte Bilharziakrankheit, die von einem bestimmten Wurm hervorgerufen wird und an der von 14 Millionen Eingeborenen Aegyptens 10 Millionen leiden! Auch im Kampfe gegen andere Wurmkrankheiten, z. B. gegen die Hakenwurmkrankheit, das zahlenmäßig häufigste Leiden der Welt, erwarb sich die deutsche Industrie durch chemische Reinigung bis dahin nicht ungefährlicher Heilmittel große Verdienste. Gegen die chronische Amöbenruhr lieferte das Nachkriegsdeutschland das jetzt längst in der gesamten tropischen Welt bekannte und gepriesene Yatren 105. Aber ganz besonder wertvoll sind die neuen deutschen Heilmittel gegen Malaria, von der noch immer ein Drittel aller Menschen der Erde befallen wird: das Antebrin und das Plasmochin, deren Erscheinen einen neuen Wendepunkt in der Malariabehandlung bedeutet! Der Schrecken der tropischen Malaria, des Schwarzwasserfiebers u. a. m. wird mit Hilfe dieser Mittel hinweggenommen. In allen Ländern der Welt haben diese beiden Mittel neue Hoffnungen erweckt und neue wissenschaftliche Anregungen gegeben, große Ausblicke geschaffen — und leider vielfach Nachahmungsversuche hervorgerufen.

Merkwürdigkeiten aus aller Welt

Prozeß um das „perfekte Kind"

)(**London.**

Ein eigenartiger Schadensersatzprozeß hält augenblicklich die Aerzte Australiens in Atem. Ein namhafter Gelehrter, Cornelius Dreyer und seine Frau, Elwa Mary, haben ein Sanatorium in Sidney auf die Erstattung von rund 40 000 Mark verklagt mit der Begründung, daß durch das Verhalten der Aerzte ihre Absicht vereitelt worden sei, ein gesundheitlich „perfektes" Kind großzuziehen. Die Aerzte hätten Frau Dreyer während ihrer Niederkunft gegen das bessere Wissen ihres Ehemannes zu einer Operation überredet, die unabsehbare Folgen für das Kind haben müsse. Mit diesem Kind sollte der Welt bewiesen werden, daß bei geeigneter Erziehung und Ernährung der Mensch von Kindheit an, gegen alle Krankheiten immun sei. Dieser Beweis könne jetzt aber nicht mehr geführt werden. Die Gerichte werden sich vor einer schwierigen Aufgabe sehen, den es geht hier im Grunde um den Streit zwischen zwei Schulen der Medizin.

*

Bei Langemarck standen sie sich gegenüber . . .

Er schenkte ihm das Leben — und wurde sein Freund

)(**Pforzheim.**

Ein freudiges Wiedersehen erlebte in diesen Tagen ein Pforzheimer Frontkämpfer, namens Artur Lud, der den Besuch des Engländers Harry Hammond erhielt. Die Freundschaft dieser beiden Männer wurde während des Krieges begründet. Hammond und Lud standen sich in den furchtbaren Kämpfen bei Langemarck in Flandern als Feinde gegenüber. Die Ritterlichkeit Hammonds schenkte Lud im letzten Augenblick das Leben, als er die Pistole, die auf Lud gerichtet war, von ihm ablenkte. So geriet Lud in englische Gefangenschaft. Hammond, der die Papiere seines Gefangenen einbehielt, schickte sie nach 18 Jahren an Lud zurück und zwar drückte er in einem beigefügten Schreiben den Wunsch aus, mit ihm in ständigem Briefwechsel zu bleiben. Das geschah. Und so konnten sich die einstigen Gegner nun als Freunde die Hände reichen.

*

Ein gefährlicher Zierat

Oesterreichische 10-Zentimeter-Granate als Briefbeschwerer

)(**Prag.**

Auf der Polizeiwache von Olmütz in Mähren erschien dieser Tage eine alte Frau, die in ihrem Marktnetz einen schweren Gegenstand trug. Umständlich und mit zitternden Händen übergab die Alte das Paket einem der Beamten und machte diesen darauf aufmerksam, recht vorsichtig beim Auswickeln zu sein. Zur größten Ueberraschung der Anwesenden kam eine alte österreichische 10-Zentimeter-Granate zum Vorschein, die aus dem Weltkriege stammte. Bei einer näheren Untersuchung stellten die Beamten fest, daß die Granate noch scharf geladen war.

Wie die alte Frau auf Befragen der Beamten, woher denn die Granate stamme, erzählte, hatte ihr Sohn diese als Andenken aus dem Kriege mitgebracht. In der Annahme, daß das Geschoß ungefährlich sei, stellte das alte Mütterchen die Granate als Briefbeschwerer auf den Schreibtisch, wo sie dann all die Jahre hindurch stehen blieb. Erst in den letzten Wochen seien ihr Bedenken gekommen, daß die Granate vielleicht doch noch scharf geladen sein könnte, und um nun vor einem Unglück sicher zu sein, hatte die alte Frau sich endgültig entschlossen, das Geschoß der Polizei zu übergeben.

Von einem Fachmann ist dann dieser gefährliche Zierat unschädlich gemacht worden.

Haftbefehl gegen Cicero

Es war zur Zeit der Schreckensherrschaft in Frankreich. Da wurde der Pariser Professor Letellier als Gegenrevolutionär angezeigt, weil er seinen Schülern eine der Reden Ciceros gegen Catilina erklärt hatte. Der Professor wurde vor den Revolutionsausschuß gefordert. Auf die Frage, warum er das Denken seiner Schüler durch solchen aristokratischen Unterricht vergifte, überreichte Letellier dem Präsidenten Ciceros Reden, mit der Bitte, darin zu lesen und sich von der Dummheit des Angebers zu überzeugen.

Aber die Bitte war leichter ausgesprochen als erfüllt. Der Herr Präsident konnte nicht lesen und gab das Buch deshalb seinem Nachbarn. Der wiederum beherrschte zwar die Kunst des Lesens, verstand aber kein Latein. Das hinderte ihn aber nicht, dem Professor das Buch an den Kopf zu werfen und zu behaupten, Cicero sei ein Gegenrevolutionär, ein augenscheinlich verdächtiger Mann, der nur deshalb lateinisch geschrieben habe, um nicht verstanden zu werden; und er, Letellier, sei sein Mitschuldiger.

Damit war die Verhandlung beendet. Letellier wurde dem Revolutionsgericht übergeben und in Haft gesetzt. Zugleich aber wurde ein Haftbefehl gegen Cicero erlassen, trotzdem eines der Ausschußmitglieder versicherte, daß Cicero „emigriert" sei.

Das geschah während der französischen Revolution, fast zweitausend Jahre später, seit der wortgewaltige Cicero im alten Rom das Zeitliche gesegnet hatte.

Ein Schlagwort wirbt in USA

„Ballyhoo" — ein Schlüssel zum Verständnis Amerikas

Von Dr. A. Eickhoff

Ballyhoo ist ein amerikanisches „slang"-Wort und nicht übersetzbar. Mit Ballyhoo kann man einen Menschen glücklich machen. Ballyhoo bringt Reichtum über Nacht, es kann an einem Tage zerstören, was jahrelang emsig aufgebaut wurde. Ballyhoo kann nicht nur den einzelnen erfassen, es kann einen ganzen Kontinent beherrschen. Es kann noch weit mehr, wenn die „Neue Welt" es verlangt.

Zu Ballyhoo gehört das Fluidum Nordamerikas, das Tempo des Broadway, die Jagd nach dem Vorteil und Gewinn wie das Bedürfnis nach Ausspannung und Rührung. Dazu gehört die Hitze Kaliforniens, die Pracht Floridas, die Eleganz Miamis, wie der Sandwind, der über die Prärie geht, wie die Einförmigkeit der langen Autostraßen, welche die Union von Ost nach West und West nach Osten durchqueren. Kurz, zu Ballyhoo gehört die Polarität der Landschaft, der Zivilisation, der Menschen und der Empfindungen. Es herrscht von San Francisko über Middletown bis Newyork und erobert sogar Teile Kanadas. Es überbrückt in Minuten Räume, zu deren Ueberwindung die schnellsten Kraftwagen Tage gebrauchen. Es zwingt alle unter seinen Bann, auch den, der nichts sein eigen nennt, als eben dies: die amerikanische Volksseele.

Denn Ballyhoo äußert sich so: Die biedere Farmersfrau aus Texas, seit Jahr und Tag arbeitsam und sparend und ohne Ansprüche, wird auf einmal sehr erregt. Tage der inneren Unruhe machen sie fast krank. Eines Morgens steht sie in der Apotheke und verlangt ein Medikament —zur Verjüngung der Haut. Die junge Frau hat keinen schlechten Teint, im Gegenteil, sie strahlt vor jugendlicher Frische. Trotzdem, Ballyhoo verlangt, daß eine gut aussehende Frau diese Salbe auflegt. Das ist Gesetz, das aus dem Aether kommt, das in den Zeitungsspalten mit größten Lettern hervorsticht, das die Plakattafeln in die Wüste einer von der Sonne versengten Landschaft brüllen.

Ballyho ist dies: Dir fliegt eine Zeitschrift auf den Tisch. Dick wie ein Buch, doch nur ein Thema darin: eine Filmschauspielerin zu Haus, im Garten, in Gesellschaft, im Wagen, zu Pferd. Das Heft bekommen acht von zehn Amerikanern zu sehen, es kostet nichts und ist unterhaltsam von Anfang bis zu Ende. Es regnet gewissermaßen vom Himmel herab, schmückt die Schauläden, die Kioske, die Züge, selbst die Landstraßen. Vierundzwanzig Stunden später ist eine Frau die gefeiertste Filmschauspielerin des Kontinents, obwohl sie die wenigsten im Film gesehen haben. Man weiß, daß sie Ruffärmel schätzt, daher die neue Mode. Man weiß, daß die Aermste vor Wochen bestohlen wurde und trotzdem noch ein Kinderhospital stiftete. Und wie bezaubernd war sie in der großen Gesellschaft, wo sie die Ruffärmel kreierte! Am nächsten Tag las sie sehr lange im Schopenhauer. Muß das eine Frau sein! Das Beispiel für einen Kontinent.

Auch dies ist Ballyhoo: In Dionne in Kanada bekommt eine Frau Fünflinge. Das hat die ganze Stadt erfreut. Am zweiten Tag, den die Fünf in der Wiege erleben, weiß es ganz Amerika. Alle Zeitungen stehen im Zeichen der Fünflinge. Da schweigen selbst die Sensationen aus Europa. Wie schlafen die „Quints", wie wachsen sie auf, wie schreit die eine, wie die andere? Das Bild der Quints schmückt die neuen Fabrikate der Nährmittelindustrie. Die Namen der Fünflinge werden für alle möglichen Markenartikel geschützt. Darüber werden fünf Säuglinge so reich, daß die Eltern wie im Traume leben, mögen die Fünf sich auch im Schreien übertönen.

Das ist Ballyhoo. Menschen der Diesseitigkeit, denen auch nach der Prosperity business Lebenselement ist, wollen den Ausgleich und erhalten ihn. Mancher rechnende, nüchterne Amerikaner, schluchzt abends von 9 bis 11 Uhr im Kino vor Rührung. Daher ist der amerikanische Film so flach, entscheidend bleibt, daß er die Phantasie ablenkt und berauscht. Man frage den Amerikaner, und er wird gestehen, daß das alles sehr hohl ist, aber — für sein Empfinden — schön.

Dazu hat Ballyhoo ihn gemacht, wie er Ballyhoo am Leben erhält und ohne es nicht leben kann. Und was wäre der New Deal ohne Ballyhoo! Was wäre der Präsident ohne Ballyhoo! Nur der Staatsmann wird Amerika zu sich zwingen, der Ballyhoo entfalten kann. Das ist Propaganda größten Stils, die Geld kostet, weil alle Propagandamittel, auch der Rundfunk, in privaten Händen liegen. Wenn Roosevelt auf seiner Wahlreise sich in Kalifornien beim Genuß eines kalifornischen Apfels oder Landon sich in Newport im Rauch einer echter Newporter photographieren läßt, dann ist das Ballyhoo, das einen Kontinent tief bewegt. Ballyhoo ist auch bestimmend für den Ausgang eines Wahlkampfes, der um das höchste Amt geht. Dabei kommt es noch nicht einmal so sehr auf die Sache an. Entscheidend ist, daß die Seele des Volkes gerührt und eingenommen wird, daß das einheitliche Interesse von 125 Millionen auf ein bestimmtes Etwas gerichtet wird und sich erhält, bis der Erfolg da ist. Wie der Amerikaner im Restaurant der Platzanweiserin folgt und nicht wagen würde, den ihm passenden freien Tisch anzusteuern, so folgt er der Propaganda, die ihn am meisten zu beschäftigen weiß. Und das ist Ballyhoo, ein Schlüssel zum Verständnis der „Neuen Welt, und dessen, was wir als „amerikanisch" bezeichnen.

Patriarch mit 62 Kindern

In dem oberägyptischen Dorfe El Hagbe in der Nähe von Assuan feierte der älteste Aegypter seinen 131. Geburtstag in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische. Er herrscht als Patriarch über seine zahlreiche Familie, die den größten Teil der Einwohnerschaft des Dorfes darstellt.

Von seinen verschiedenen Frauen hat er im ganzen 62 Kinder, die zum größten Teil auch ihrerseits Kinder und Kindeskinder besitzen. Der 131jährige, der ein gutes Gedächtnis besitzt und sich an die kriegerischen Ereignisse des letzten Jahrhunderts deutlich erinnert, führt sein hohes Alter auf seine Ernährung zurück, die zeit seines Lebens nur aus Milch und gekochtem Fleisch bestanden habe.

Den Titel des Methusalem verdient allerdings nach wie vor jener 137 Jahre alte Türke Scheiky Aga, der sich wohl als einziger Mensch unserer Erde rühmen kann, im achtzehnten Jahrhundert das Licht der Welt erblickt zu haben. Von seinen zahlreichen Kindern lebt nur noch eine Tochter.

Lokaler Sport

Westfalia Huckarde — Erin-Castrop 11

Erin-Castrop 11 muß am heutigen Sonntag nach Huckarde, wo die Westfalia-Elf auf eigenem Gelände einen beachtlichen Gegner abgeben dürfte. Aber die 11er sollten sich, wenn sie vollzählig erscheinen, doch dank ihrer Spielerfahrung als die überlegene Mannschaft bewähren und die Punkte mit heimnehmen können.

Eintracht Rauxel — Britannia Dortmund

Die Eintracht-Mannschaft sollte bei ihrer gegenwärtigen Form auf eigenem Platz den Dortmundern das Nachsehen geben und die Punkte an sich reißen können.

Dorstfeld 08 — Alemannia Rauxel

Da die Dorstfelder in den beiden Vorspielen sich als in bester Form befindlich erwiesen, werden sie auch heute wohl nicht dulden, daß die Gäste über sie triumphieren.

Westfalia Somborn — C.-R.-Nord

Die Ickerner dürften hier als Gäste einer spielstarken und kampferprobten Mannschaft kaum einer Niederlage entgehen, wenn sie nicht ganz anders aus sich herausgehen, als sie es bisher getan haben.

VfL. Habinghorst — Merkur Dortmund

Nach dem Hombrucher Sieg muß man den Habinghorstern, zumal sie den Vorteil des eigenen Platzes haben, alle Aussicht auf einen glatten Sieg einräumen. Die „Jünger Merkurs" sollten gegenüber den stärkeren Habinghorstern nicht allzu viel zu bestellen haben.

Naturwissenschaftliches Heimatmuseum geplant

Koblenz. Der Naturwissenschaftliche Verein Koblenz hat in seiner letzten Versammlung die Auflösung des Vereins beschlossen. Das Vermögen des Vereins geht in den Besitz der NS.-Kulturgemeinde über, die die Interessen des Vereins künftig im Rahmen einer „Naturwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft der NS.-Kulturgemeinde, Ortsverband Koblenz e. V.", weiterführt. Dieser Beschluß soll nicht nur eine Belebung der Wirksamkeit des Vereins herbeiführen, sondern man hofft dadurch, das Koblenzer naturwissenschaftliche Heimatmuseum wieder erstehen zu lassen. Das Museum soll die Gebiete: Entstehungsgeschichte des Rheinischen Schiefergebirgs, Rheintalgeologie, Laacher Vulkanmelt, Diluvialgeologie und Diluvialarchäologie der Umgebung von Koblenz, Erforschung und Nachweisung der Bodenschätze des Neuwieder Beckens, Agrikulturgeologie, geologischer Naturschutz und geologische Mitarbeit im Arbeitsdienst umfassen. Bei aller Wissenschaft soll das Museum zu einem Volksmuseum ausgebaut werden, das eine genaue und fruchtbare Kenntnis der Heimat vermitteln soll.

Das 23. Kind geboren

Geilenkirchen. In dem kleinen Nachbardorf und Grenzort Uebachsberg wurde einer Bergmannsfamilie das 23. Kind geboren. Die Ortsbevölkerung hat gleich nach dem Bekanntwerden dieses Ereignisses der Familie Geschenke überreicht.

Statt Karten.

Maria Hermann
Dipl.-Ing. Otto Bosch
Reichsbahnbaureferendar

geben ihre Verlobung bekannt.

Castrop-Rauxel 1
Kaiser-Friedrich-Straße 36

Aachen
Emmichstraße 145

20. September 1936

Statt jeder besonderen Anzeige

†

Infolge Unglücksfalles verschied am 18. September 1936, morgens 2.30 Uhr, mein lieber Sohn, unser guter Bruder, Schwager und Onkel, der

Verwalter Christian Kohke

im Alter von 30 Jahren, versehen mit den Tröstungen der hl. kath. Kirche.

Um stille Teilnahme bitten:

Die trauernden Hinterbliebenen.

Castrop-Rauxel, den 19. September 1936.

Die Beerdigung ist am Dienstagnachmittag um 3.45 Uhr vom Trauerhause, Gartenweg 26, aus.
Das Seelenamt ist am Dienstagmorgen um 7.10 Uhr in der Herz-Jesu-Kirche zu Rauxel.
Man wolle von Beileidsbesuchen absehen.

Ihren neuen

Herbsthut

kaufen Sie gut und preiswert im

Spezialhaus für Damenputz Helene Stockmann
Inhaber Frau H. Meschede
Castrop-Rauxel 1, Kirchplatz 4

Von **Kirsch** 'ne **Miele** sagte Tante, die was von **Waschmaschinen** kannte

Münsterstraße 21
Ausstellungsraum Münsterstraße 16

Jeden Sonntag
ab 5 Uhr
Konzert und Tanz
Wirtschaft Zur deutschen Flotte
Inh. Fr. Heinrith Knauf
Castrop-Rauxel 1

Lest den Stadtanzeiger



MODE für Alle

Daß Modernsein nicht nur das Vorrecht sehr Zahlungsfähiger ist, beweisen eindeutig unsere neuen Modelle. Guten Geschmack, modische Linie, vertrauenswürdige Qualität der Stoffe und Verarbeitung verbinden mit äußerster Preiswürdigkeit unsere neuen

MÄNTEL

Genter G.m.b.H.
Castrop Rauxel



Etagen-Wohnung

6 Zimmer, in der Stadtmitte gelegen, sofort zu vermieten.

Angebote unter Nr. 739 an den Stadtanz. (108

Schöne (100

3-Zimmer-Wohnung,

Nähe Bahnhof Rauxel, zu vermieten.

Offerten unter Nr. 743 an den Stadtanzeiger.

Ordentliche

Putzfrau

für sofort gesucht. (K96

Von wem, sagt der Stadtanz.

Druck-sachen

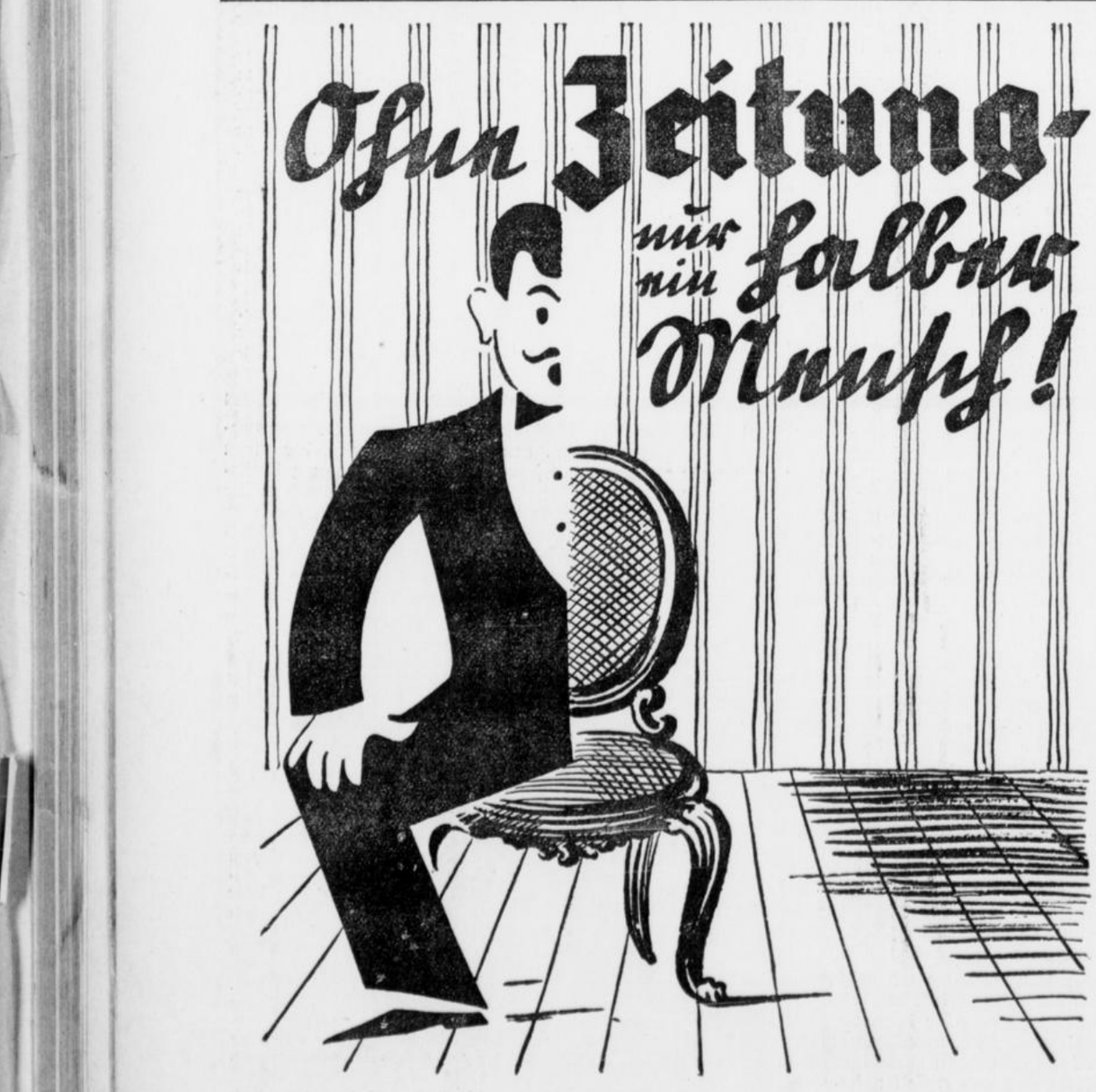
für Industrie und Handel

Briefbogen
Mitteilungen
Briefumschläge
Rechnungen
Postkarten
Zirkulare

GESCHW. SCHMITZ
Castrop-Rauxel 1

Dienst-personal

meldet sich zahlreich wenn Sie eine kleine Anzeige im Stadtanzeiger bestellen.



Man braucht seine Zeitung, sonst kommt man überall zu spät, verpaßt manchen Vorteil und muß auf viel Anregung, Freude und Unterhaltung verzichten!

MÖBEL

Natur-Küche 150.- 195.-
Büfett, Anrichte, Tisch und 2 Stühle 225.- 275.-

Schlafzimmer
beste Arbeit mit P.-Rahmen u. Polster-Stühlen, 180 cm . . 295.- 345.-

Speisezimmer
180 cm, mit Zugtisch und 4 Stühlen 295.-

Speisezimmer
Eiche m. Nußbaum, 200 cm breit, komplett 485.-

Gewaltige Auswahl

Walter Niewels
Dortmund, Westenhellweg 138
am Körnerplatz



Wergründlich prüft, wählt

OPEL

mit Recht das meistgekaufte deutsche Fahrrad.

AB 57.- RM

W. Verheyen
Castrop-Rauxel 1, Marktstr. 16
Telefon 2410
Anzahlg. 15.-Mk. Wochenrate 1.-Mk.

Mietverträge stets vorrätig.

Violin- und Blockflöten-**Unterricht**
erteilt in u. außer dem Hause
Gertrud Hennig
staatl. gepr. Musiklehrerin
Castrop-R. 1, Münsterstr. 1, II. Etage

Fahrräder stab. Tourenrad Mk. 50
La Rahmen nur
Adler-3-Gang (Neu), Wanderer, Dürkopp, Brennabor, Miele, usw.
Fahrräder von 29.50 RM. an
Kleine Ratenzahlung
Ehestandsdarlehn, Kinderbeihilfe
Rabert, Münsterstraße 68
Kundendienst u. eig. Repar.-Werkstatt

Segeltuchdecken
Waggondecken
Waggondecken-Vermietung
Autoverdecke
compl. Markisenanlagen
Fr. Spies
Zelte- und Deckenfabrik
Herne i. W., Tel. 51751/52

Probieren

geht über Studieren. Also probieren Sie's endlich mal mit einer kleinen Anzeige im Stadtanzeiger, sie bringt Ihnen, was Sie suchen.